



Batschkaer Spuren



Nr. 30

März 2013
Jahrgang 9

Ungarndeutsche Nachrichten aus Baje/Baja



Fotos: Denkmäler zur Vertreibung in Almasch, Surgetin und Waschkut bzw. Gedenkfeier mit der Nadwarer Tanzgruppe und den Schülern des Ungarndeutschen Bildungszentrums.

19. Januar – Gedenktag der Vertreibung



Schwabenball 2013 im Ungarndeutschen Bildungszentrum



19. Januar – Gedenktag für die vertriebenen Ungarndeutschen

Gedenktag an die Vertreibung der Deutschen

Der 19. Jänner soll der Gedenktag an die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn sein, dies beschloss das ungarische Parlament einstimmig. Damit soll daran erinnert werden, dass die Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg ungerechtfertigt der Kollektivschuld bezichtigt und ihrer staatsbürgerlichen Rechte beraubt wurden. Nach Beschluss der damaligen ungarischen Koalitionsregierung mussten in den Jahren 1946 bis 1948 an die 180.000 – 190.000 Ungarndeutsche das Land verlassen, sie verloren ihre Staatsbürgerschaft, ihr Hab und Gut, wurden enteignet.

Am 19. Jänner 1946 hatten die ersten Züge mit vertriebenen Deutschen aus Wudersch/Budaörs das Land verlassen.

Aus: *Neue Zeitung*, 14. Dezember 2012

Vertreibung, Aussiedlung, Racheakt oder einfach nur Raub???



Die Frage zu beantworten, ist und bleibt die Aufgabe der Historiker. Nach mehr als 60 Jahren haben wir wahrscheinlich noch immer nicht den nötigen Abstand zu den Geschehnissen, um die damalige Zeit objektiv bewerten zu können. In der Beurteilung unserer Volksgruppe hat sich aber in den vergangenen Jahrzehnten vieles verändert. Aus den ehemaligen Landesverrätern sind wir Ungarndeutschen wieder geschätzte Bürger unserer Heimat geworden. Ob Vertriebene oder Hiergebliebene, wir haben mit harter Arbeit und unermüdetem Fleiß eine neue Existenz geschaffen und dadurch über unsere Kräfte geleistet. Die schwerwiegenden Folgen der kollektiven Verurteilung von der damaligen ungarischen Gesellschaft konnten wir aber nicht auf allen Gebieten bekämpfen. Im Bereich des Identitätsbewusstseins und des deutschen Sprachgebrauchs haben wir scheinbar immerwährende, tiefgreifende Verluste erleiden müssen. Die neue Geste der Regierung ist beachtenswert und tut gut der Seele, kann aber unser größtes Problem die fortschreitende sprachliche Assimilation nicht mehr aufhalten.

Unsere heutige Ausgabe widmen wir der Vertreibung, indem Sie auch mehrere Artikel über das Thema lesen können.

ManFred

Foto: www.svabkitelepites.hu

Bettwäsche, Lebensmittel und Wasser für die lange Reise

Von der Entschuldigung bis zum Gedenktag

Die Aufarbeitung des Leids der Kriege des 20. Jahrhunderts und der europaweiten Vertreibungen ist auch heute noch ein sensibles Thema mit viel Konfliktpotential. Es ist für das friedliche Zusammenleben der Völker Europas aber unerlässlich, auch über diese Schattenseiten der Geschichte zu sprechen. Vor diesem Hintergrund ist der ungarische Gedenktag am 19. Januar für die vertriebenen Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg besonders bemerkenswert.

In der gesamten zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war die Vertreibung ein stetig wiederkehrendes Thema in der Bundesrepublik Deutschland und in ihren Beziehungen mit ihren östlichen Nachbarn. In der DDR war das Thema hingegen ein Tabu. Der Umgang der Tschechischen



Republik mit den so genannten Beneš-Dekreten, aber auch die noch andauernde Diskussion über ein Zentrum gegen Vertreibungen zeigt, wie schwer sich viele noch immer mit dem Thema tun. Umso bemerkenswerter ist daher der Umgang der Ungarn mit diesem Kapitel ihrer Geschichte. Schon kurz nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, im Jahre 1990, distanzierte sich das ungarische Parlament von der Vertreibung und das Verfassungsgericht annullierte die Gesetze über die „Kollektivschuld“ aus dem Jahre 1945. 1995 entschuldigte sich der damalige für Minderheiten zuständige Staatssekretär Csaba Tabajdi im Namen der ungarischen Regierung für die Vertreibung und 2006 wurde – zum 60. Jahrestag des Beginns der Vertreibung – eine Landesgedenkstätte und ein Denkmal im Budapester Vorort Budaörs errichtet. An jenem Ort, wo die Vertreibung begann. Zu diesem Anlass erklärte der damalige Staatspräsident László Sólyom: „Als Staatspräsident entschuldige ich mich bei den vertriebenen Schwaben [Ungarndeutschen] und ihren Familien für das ihnen widerfahrene Unrecht und die Ungerechtigkeit und verneige mich vor dem Denkmal der Erinnerung der Vertriebenen in der Hoffnung, dass die Ungarndeutschen hier wieder zu Hause sind.“

Die Worte des Präsidenten waren keine Einzelmeinung. Die Parlamentspräsidentin Katalin Szili wandte sich im Jahre 2007 im Rahmen einer parlamentarischen Gedenkveranstaltung anstelle ihrer Vorgänger, die für schändliche politische Entscheidungen verantwortlich waren, an die Ungarndeutschen: „Verzeihung! Nie wieder!“ Dass nun das ungarische Parlament dem Gedenktag zugestimmt hat, ist die konsequente Fortsetzung eines beispielhaften Umgangs mit der Vertreibung der deutschen Minderheit. Dies wurde auch von Seiten der deutschen

Bundesregierung anerkannt. So sprach der Parlamentarische Staatssekretär Dr. Christoph Berger, Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, von einer „begrüßenswerten Tradition von Geschichtsbewältigung“.

In der ungarischen Presse wurde der Gedenktag durchweg gelobt. Kritisch wurde jedoch bemerkt, dass die Entscheidung wohl zu kurzfristig angesetzt worden sei, da in diesem Jahr im offiziellen Veranstaltungskalender des Parlaments kein Termin diesbezüglich eingeplant worden sei. Darüber hinaus falle der Gedenktag in die jährliche Winterpause des Parlaments. Der Herausgeber der ungarndeutschen Publikation „Unsere Post“ wies daraufhin, dass der 19. Januar ein abstrakter Termin sei und dass sich noch eine Tradition von Feierlichkeiten um diesen Tag herum entwickeln müsse.



Begrüßenswert wäre, wenn diese Entscheidung den Weg auch für andere Länder weisen würde. Dass zudem alle im Parlament vertretenen Fraktionen den Vorschlag unterstützten, lässt hoffen, dass in diesem von starkem gegenseitigen Misstrauen und Abneigung polarisierten Land doch noch Möglichkeiten zum Konsens gegeben sind. Gerade auch im Zusammenhang mit der vor einigen Wochen durchgeführten Demonstration gegen Antisemitismus bleibt die Erkenntnis, dass zumindest in manchen Grundwerten noch eine Übereinstimmung vorhanden ist.

Es bleibt festzuhalten, dass Ungarn beherzigt hat, was der ehemalige Bundespräsident Prof. Roman Herzog über die Vertreibungen zum Ausdruck brachte: „Kein Unrecht, und mag es noch so groß gewesen sein, rechtfertigt anderes Unrecht. Verbrechen sind auch dann Verbrechen, wenn ihm andere Verbrechen vorausgegangen sind.“ In diesem Sinne ist Ungarn mit der Einrichtung des Gedenktages am 19. Januar seiner politischen Verantwortung gerecht geworden.

http://www.kas.de/wf/doc/kas_33338-1522-1-30.pdf?130124095013

Fotos: www.svabkitelepites.hu

Die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn

von Georg Richter



Das Schicksal des ungarländischen Deutschtums war schon sieben Monate vor der Potsdamer Konferenz (17. Juli bis 2. August 1945) entschieden. Entschieden haben es nicht die alliierten Großmächte, sondern die ungarische Regierung.

Betrachtet man die Bodenreformverordnung Nr. 600/1945 und deren drei Durchführungsbestimmungen, die Tätigkeit des durch die Verordnung Nr. 3820/1945 ME errichteten Amtes für Volksbetreuung, den seit Anfang April 1945 fix und fertigen, aus acht Punkten bestehenden und sämtliche Personen deutscher Nationalität mit Aussiedlung und Vermögenskonfiszierung bestrafenden Gesetzesentwurf der Nationalen Bauernpartei sowie die einzurichtenden Internierungs- und Arbeitslager als Glieder einer Kette, dann kann man zu keinem anderen Schluss kommen, als dass das Ziel die Vernichtung der Existenzgrundlage und dadurch des Nationalitätendaseins der zu 80 Prozent bäuerlichen Volksgruppe die Liquidierung der deutschen Nationalität selbst war. Und all das noch vor Potsdam.

Die Vertreibung der ungarländischen Deutschen war von der ungarischen Regierung iniiert worden und zwar am 8. Mai 1945, als sie sich an die alliierte Kontrollkommission wandte mit der Bitte, sie möge die Vertreibung der Volksbundmitglieder, deren Zahl sie zunächst auf 300.000, später auf 200.000 bis 250.000 bezifferte, in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands ermöglichen. Soviel Volksbundmitglieder hatte es in Ungarn aber gar nicht gegeben, allenfalls 130.000. Zur Zeit der Potsdamer Konferenz stand also der ganze grausame Vertreibungsmechanismus schon in voller Startbereitschaft. Potsdam hat daran nur so viel geändert, dass es die Vertreibung gestoppt (also nicht angeordnet hat), um die Flüchtlingsmassen in Deutschland gleichmäßig verteilen und die ganze Aktion unter „humanen“ Umständen abwickeln zu können.

Die ungarische Regierung konnte nicht schnell genug die Vertreibung ihrer Deutschen in Gang setzen. Sie hat das Gesetz am 22. Dezember 1945 angenommen, auf dem der Acht-Punkte-Entwurf der Nationalen Bauernpartei beruhenden, von der Kollektivschuld ausgehenden Vertreibungsverordnung Nr. 12.330/1945 vollzogen worden ist. Diese Gesetze und Verordnungen hatten nur einen Zweck, den Schwaben die Grundstücke und Häuser wegzunehmen, um eine Bodenreform durchzuführen und ungarische Flüchtlinge in den Häusern der vertriebenen Schwaben unterzubringen. Weil diese Gesetze rechtswidrig waren, wurden sie Jahrzehnte später vom ungarischen Verfassungsgericht ausnahmslos aufgehoben. Dazu schreibt der frühere ungarische Staatspräsident László Sólyom im Grußwort anlässlich der Einweihung des Zentralen Ungarischen Denkmals in Budaörs am 18. Juni 2006 zur Erinnerung an die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn nach dem Zweiten Weltkrieg:

„Als Staatspräsident entschuldige ich mich bei den vertriebenen Schwaben und ihren Familien für das ihnen widerfahrene Unrecht und die Ungerechtigkeit und verneige mich vor dem Denkmal der Erinnerung in der Hoffnung, dass die Ungarndeutschen hier wieder zu Hause sind.“, heißt es in dem Schreiben. *„Die Vertreibung der Ungarndeutschen war lange Zeit ein Tabuthema. Nach der Wende 1989 haben wir sofort anerkannt, dass die Verschleppung der Ungarndeutschen ab 1944, die darauf folgenden Internierungen und die Aussiedlung eine Reihe von rechtswidrigen und ungerechten Maßnahmen darstellen, welche die Schwaben unschuldig erlitten haben. Das Verfassungsgericht annullierte die Gesetze über die Kollektivschuld vom Jahre 1945. Jetzt sind wir bereits dabei, die historischen Fakten zu erschließen, wodurch die damaligen Ereignisse nach und nach auch öffentlich zur Kenntnis gelangen“*, schreibt der Staatspräsident. *„In der Verordnung vom Jahre 1945, auf Grund derer die Volksbundmitglieder und diejenigen, die ihren deutsch klingenden Familiennamen wieder aufgenommen haben, zu Landesverrättern und volksfeindlichen Verbrechern erklärt wurden, ging es um die Konfiszierung von Grund und Boden. Das zeigt, dass die Vertreibung in erster Linie aus wirtschaftlichen Gründen erfolgte“*, geht aus dem Schreiben von Sólyom hervor. Bevor Sólyom Staatspräsident wurde, war er Präsident des Ungarischen Verfassungsgerichts, er weiß also, wovon er spricht.



Ratlosigkeit

So viel an den Schwaben zugefügtes Unrecht hat auch Historiker nicht ruhen lassen. Aber im Klima der Polarisierung fanden besonnene Stimmen immer weniger Gehör. Es gab auf beiden Seiten starke Kräfte, die jede Annäherung hintertrieben und das Feuer des Konflikts immer wieder schürten. Prominentester Vertreter der Mahner war István Bibó (1911-1979). Bibó studierte an der Universität Szeged sowie in Wien und Genf Jura. Er war Abteilungsleiter im Innenministerium, trat jedoch aus Protest gegen die Vertreibung der Ungarndeutschen zurück.

Seine Gedanken fasste er in einem Katalog von fünf Forderungen zusammen. Im zweiten Teil seiner Forderungen führt er aus: *„Das bewegliche Eigentum wegzunehmen, kann man nicht anders nennen als ganz einfachen Raub, ob es sich um Juden oder um Schwaben handelt. Dass die Schwaben ihr Vermögen als Schmarotzer am Fett des Magyarentums erwarben, ist genauso abwegig wie die Phrase vom jüdischen Parasitentum. Und wenn wir schon nicht auf die Schwaben schauen, dann schauen wir auf uns selbst, und vergessen wir nicht, dass das Leben mit geraubtem Gut eine Demoralisierung mit sich bringt, die schlimmer wiegt als der Wert des geraubten Guts“.*

Zur Mitgliedschaft beim Volksbund schreibt Bibó in seiner dritten Forderung: *„Wir können sehr wohl wissen, dass genauso, wie viele Ungarn, ohne dass sie Faschisten oder reaktionär gewesen wären, doch aus missverstandenen Patriotismus nach rechts rutschten, viele Deutsche einfach darum dem Volksbund beitraten, weil sie selbstbewusste Deutsche waren und sich nicht einschmelzen lassen wollten“.* Wie uns aus der Geschichte bekannt, konnten Bibó's Argumente gegen den herrschenden ungarischen Chauvinismus keinen Erfolg haben. Der Grund für die Vertreibung der Ungarndeutschen und Ausgrenzung der Juden war auch der Neid auf das, was sie an finanziellem und geistigem Reichtum erreicht haben.



Vor der Abfahrt am Bahnhof von Soroksár 1946

In der Regierungssitzung am 22. Dezember 1945, an der die Vertreibung beschlossen wurde, war auch Wiederaufbauminister József Antal sen. (Kleinlandwirtepartei) anwesend. Seine Äußerung spiegelt den hemmungslosen Deutschenhass wieder: *„Aus nationalpolitischer Sicht ist es unzweifelhaft, dass es im Interesse Ungarns steht, dass die Deutschen in so hoher Zahl wie nur möglich das Land verlassen. Nie wieder wird sich eine solche Gelegenheit ergeben, dass wir die Deutschen loswerden. ... Heute können wir noch vielen Berechtigten (Neusiedlern) kein Land zuteilen.“* Letzterer Satz beweist, dass die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn nur zur entschädigungslosen Enteignung schwäbischer Bauern diente, um deren Grundstücke an National-Ungarn zu verteilen. Es war also - wie István Bibó ausdrückte - „Raub“. Dass Ungarn die Vertreibung der Schwaben beantragt hat, geht aus den protokollierten Aussagen des Staatsministers Mátyás Rákosi in der gleichen Regierungssitzung hervor: *„Er ist überrascht, diese Debatte zu hören, da wir selber die Umsiedlung der Deutschen beantragt haben.“*

In Ungarn gab und gibt es immer noch Akademiker und andere, die behaupten, die Vertreibung der Schwaben sei infolge auswärtiger Einflussnahme zustande gekommen, als ob das Magyarentum von sich aus die „untreuen“ Schwaben nie ausgesiedelt hätte. Dabei sei schon bei der Ankunft der

provisorischen Regierung in Budapest am 12. April 1945 in einer Erklärung des Innenministeriums von der Vertreibung der Schwaben die Rede gewesen. Über das Schicksal der Ungarndeutschen hat die provisorische ungarische Regierung schon am 22. Dezember 1944 - am Tage ihrer Konstituierung - per Akklamation entschieden: *„Hinaus mit den Schwaben!“* Die Potsdamer Beschlüsse hätten sie nur ermöglicht, wofür den alliierten Mächten zu danken sei... Übrigens hat die ungarische Regierung am 22. August 1946 bei den Verhandlungen mit den Amerikanern selber zugegeben, dass das Potsdamer Abkommen die Aussiedlung der Schwaben nur ermöglicht hatte und dass es an der ungarischen Regierung lag, davon Gebrauch zu machen oder nicht (MIT vom 02. September 1946, Szabad Szó vom 30. August 1946). Die ungarische Regierung hat also längst zugegeben, was von einigen Historikern (und Nicht-Historikern) immer noch bestritten wird. Selbst wenn die Ungarndeutschen allesamt Lämmer gewesen wären, hätten sie am Ende doch gehen müssen, weil es die günstigste Gelegenheit war, sie loszuwerden und ihr Vermögen, Hab und Gut (und darum ging es) zu bekommen. Fast eine halbe Million Schwaben ihrer Heimat zu berauben, sie um ihre Lebensmöglichkeiten zu bringen, sie in die Wüste zu schicken, verstößt gegen jene Ideale, zu deren Schutz die Alliierten die Waffen ergriffen haben, und schwächen jene Hoffnungen, welche in der Menschheit gerade durch den Sieg erweckt worden seien. Darüber hinaus sei sie auch für die Nation schädlich, da sie den im Krieg erlittenen ungeheuren Blutverlust des Landes vergrößerte.

Wie die Betroffenen unter den Folgen der Vertreibung gelitten haben.

Es gibt Menschen, die in der Vergangenheit leben. Nicht aus nostalgischer Schwärmerei. Sie sind Gefangene der Zeit und können aus der Erinnerung an ihre seelische Qual nicht ausbrechen. Uns Vertriebene schmerzt am meisten der Verlust der Heimat. Es existieren viele Auslegungen des Heimatbegriffs. Das ist insofern aufschlussreich, weil wir dadurch erst genau wissen, was wir durch die Vertreibung verloren haben. Für uns ist die Heimat ein außergewöhnlich schöner und lebenswerter Landstrich, der viel zu bieten hat: eine glänzende wirtschaftliche Entwicklung, eine bewegte Geschichte sowie eine lebendige und bewusst erfahrene Tradition und Kultur. Für uns Ungarndeutsche ist Heimat der Geburtsort mit der prägenden Kraft für die Entwicklung der Persönlichkeit. Wo man zu Hause im eigenen Haus ist, wo man die heimatliche Tradition pflegt, den Dialekt, die Gebräuche, die freie Ausübung der Religion, der Rede. Wo man inmitten des Familienverbandes aufwächst, was für uns Ungarndeutsche besonders wichtig war. Bei uns stand das Ideal der Gemeinschaft und der Familie im Vordergrund, nicht das Individuum. Die Fähigkeit, dies in seiner ganzen Tragweite zu begreifen, ist dem Westen abhanden gekommen, wo jeder sich immer zuerst ums eigene Wohlergehen kümmert. Früher kämpfte man für sein Land, für seine Religion oder für seine Überzeugung. Heimat bedeutet nicht nur Bindung an einen bestimmten Ort, sondern auch eine Einbindung in den Alltag, die Auseinandersetzung mit der Umgebung, den Gewinn und Ausbau neuer Heimatbezüge. Das kann überall geschehen. Viele Menschen haben längst mehrere „Heimate“. Das hatten wir Ungarndeutsche nicht. Mit unserer Heimat verloren wir auch die Wohnung, die uns Geborgenheit

verschaffte. Nur noch Familie, Partnerschaft und Freundschaft sind wichtiger für die Geborgenheit. Die Geborgenheit gibt uns Sicherheit. Dieses Gefühl entsteht durch eine Wohnung. Hinzu kommt, dass man dort Heimat und Sorglosigkeit findet. Der Verlust der Wohnung kann existenzielle Angstgefühle hervorrufen. Wenn das Obdach, also der Schutz wegbriecht, kann dies zur völligen Unsicherheit führen. Alles hängt mit dem Begriff Geborgenheit zusammen. Diese bezeichnet die Psychologie als ein „fundamentales Lebenssystem“. Darunter versteht man alles, was das persönliche Wohlbefinden fördert. Geborgenheit schließt Begriffe ein wie Nähe, Wärme, Behaglichkeit, Vertrauen, Ruhe, Frieden, innere Harmonie und vor allem Sicherheit. Die höchste Form erlebter Geborgenheit ist das Gefühl von Glück. Am bedeutendsten für das Glücksgefühl ist Licht, gleich an zweiter Stelle folgt die Geborgenheit. Durch die Vertreibung ist uns die Geborgenheit abhanden gekommen. Das führte im schlimmsten Fall zu Verzweiflung und Depression. Je nach Person und Lebenslage sind alle Abstufungen bis zum Selbstmord möglich. Dass die Geborgenheit nicht von selbst kommt, haben schon unsere Einwanderer-Vorfahren gewusst. Von selbst kommt die Geborgenheit nicht, die Menschen müssen aktiv werden, um sich dieses Gefühl zu verschaffen. Das taten sie trotz widriger Umstände auch, indem sie zuerst mit Hilfe der Einheimischen ihre bescheidenen Häuser bauten. Darin konnten sie zunächst wohnen, was ihnen Geborgenheit verschaffte. Im Laufe der Jahrzehnte verbesserten sich die Wohnverhältnisse, auch wurden die Existenzgrundlagen breiter und effizienter. Das rief den Neid des ungarischen Mehrheitsvolkes auf den Plan, der schließlich zur brutalen Vertreibung führte. Vertreibung ist immer verbunden mit Unrecht, mit Flüchtlingselend, mit Verletzung der Menschenrechte und mit dem Verlust der Heimat. Das erlittene Unrecht ist ein bleibender Schmerz.

Die Vertriebenen und Flüchtlinge waren vor ihrer Vertreibung nicht arm. Die Armut war nach ihrer Vertreibung und Enteignung grenzenlos und voll schlimmer Entbehrungen. Sie mussten ein Leben am äußersten Rand der Existenz führen und dies nicht durch eigene Schuld oder Unvermögen. Außer dem Mangel an Nahrung und Kleidung stand für die Familie mit Kleinkindern nur ein kleiner Wohnraum mit feuchten Wänden und ohne jegliche sanitären Einrichtungen zur Verfügung. Geld gab es anfangs nicht. Die Folgen der Armut waren Erniedrigung, Entwürdigung, Stigmatisierung, Deprimierung und Reduzierung des Menschen auf das Lebensnotwendige. Sie äußert sich vor allem im sozialen Abstieg, Verlust an Wohlstand und Lebenschancen, in materieller Not, im Ausschluss aus der Gesellschaft, im Schwund des Selbstwertgefühls, in Verwahrlosung und Hoffnungslosigkeit. Der schwäbische Dichter Friedrich Hölderlin pflegte zu sagen: „Wo aber Gefahr ist, kommt das Rettende auch“. Am 3. April 1948 trat das Europäische Wiederaufbauprogramm nach Vorschlägen des amerikanischen Außenministers George C. Marshall in Kraft. Neben dem Marshall-Plan wurden unter der Regierung Konrad Adenauer günstige politische Rahmenbedingungen wie die Soziale Marktwirtschaft geschaffen. Die Einheimischen haben den Fleiß, den Sachverstand, die Ausdauer und Zuverlässigkeit entdeckt und ihnen mit Rat und Tat bei der Überwindung der Armut beigetragen. Die

Armut der Flüchtlinge wurde zum fruchtbaren produktiven Ansporn, etwas zu leisten, um der Armut zu entkommen. Sie förderte die Selbstverantwortung der Betroffenen und gab ihnen ihre menschliche Würde wieder zurück. Manche errangen führende Stellen wie der in Leonberg von Flüchtlingseletern aus Zsámbék geborene Martin Winterkorn, der Vorsitzender des Volkswagenkonzerns mit über 200.000 Beschäftigten geworden ist.

Der schwerste Einschnitt im Leben der Ungarndeutschen war zweifellos die Zeit Ende 1944 und nach dem Zweiten Weltkrieg. Damals wurde die bislang homogene Dorfgemeinschaft absichtlich zerstört und die Familien getrennt. Ein unbeschreiblicher und meiner Meinung nach unbegründeter Deutschenhass hat sich plötzlich aufgestaut und entladen. Durch Vertreibung, Diskriminierung, Enteignung, Kriminalisierung, durch erzwungene oder freiwillige Magyarisierung ist die deutsche Volksgruppe, die zu Beginn des Zweiten Weltkriegs noch etwa



Josef Pupli aus Békásmegyér bei der Beladung. Es war pro Person ein Päckchen von max. 20 kg zugelassen. 3. Mai 1946

650.000 Menschen umfasste, an den Rand der Selbstauflösung geraten. Abhilfe schaffen sollte Zug um Zug das Minderheitengesetz als der Versuch, kulturelles Unrecht wieder gutzumachen. Eine wichtige Maßnahme auf diesem Wege stellt die Möglichkeit zur Wahl der Minderheitenselbstverwaltungen dar, wodurch die Gruppe in die Lage versetzt wird, sich zu sammeln und eigenverantwortlich im öffentlichen Leben des Landes teilzunehmen. (...)

Um das Selbstbewusstsein der Ungarndeutschen zu stärken, helfen nur Begegnungen im Rahmen von Städtepartnerschaften und die Pflege persönlicher Kontakte. Nur so werden sie in der Lage versetzt, ihre Persönlichkeit mit Selbstbewusstsein zu entwickeln.

Vielen Vertriebenen scheint vorzuschweben, trotz des verlorenen Krieges hätten sie in ihrer alten Heimat auf einer Insel der Seligen leben können! Tatsächlich lagen alle betroffenen Siedlungsgebiete im ehemals kommunistischen Herrschaftsbereich, mit den dort geltenden Beschränkungen und Unterdrückungen der bürgerlichen Freiheiten für alle Bewohner, nicht nur, aber eben auch für die Deutschen. Auch den verbliebenen Deutschen in Ungarn waren die Freiheiten genommen oder zumindest beschnitten worden, eine eigene Meinung zu bilden, sich zu informieren, den Beruf nach eigenen Vorstellungen auszuüben, Eigentum an Häusern, Höfen und Betrieben zu erhalten, ihr Privatleben nach Gutdünken zu gestalten, zu reisen. Manche waren allein aufgrund ihrer sozialen Stellung inhaftiert oder

ermordet worden. Diejenigen Vertriebenen, die außerhalb der Reichsgrenzen von 1937, wie die Ungarndeutschen, gewohnt hatten, waren zusätzlich Opfer ethnischer Verfolgungen geworden: Viele waren in Gulags verschleppt. Den Ungarndeutschen war der Gebrauch der Muttersprache verboten. Stattdessen erhielten die Millionen Vertriebenen im Westen Deutschlands frühzeitig eine Starthilfe in Form von Soforthilfe und Lastenausgleich, die den Möglichkeiten des verarmten und auch hier weithin zerstörten Landes entsprach. Zusammen mit der einheimischen Bevölkerung konnten die Vertriebenen an den Wiederaufbau gehen, am „Wirtschaftswunder“ teilhaben. Unterschiede in der sozialen Stellung und im Wohlstand unserer Landsleute, die sich mit der Vertreibung in Zusammenhang bringen lassen, dürften schon seit Jahren im Westen nicht häufig auszumachen sein. Vor allem aber durften die Vertriebenen wie die Alteingesessenen hier ihr Leben in Freiheit gestalten.

Der Verfasser Georg Richter wurde am 15.08.1926 in H-6345 Nemesnádudvar im Süden des Komitats Bács geboren. Er wuchs dort auf, besuchte dort nach vier Jahren Volksschule acht Jahre lang das Jesuitengymnasium in der Bischofsstadt Kalocsa, wo er Abitur machte. Als Deutscher wurde auch er im September 1944 zur Waffen-SS eingezogen, geriet am 12.2.1945 in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Diese dauerte sechs Jahre bis November 1950. Danach wurde auch er mit etwa 1200 ungarndeutschen Landsleuten den kommunistischen ungarischen Behörden überstellt, wo auch er noch drei Jahre Zwangsarbeit unter menschenunwürdigen Bedingungen leisten musste. Am 2.3.1952 wurde er von der ungarischen Staatssicherheit zum Kriegsverbrecher erklärt. Auf Druck der Westmächte wurde auch er am 3.12.1953 des Landes verwiesen mit der Folge des Verlusts der ungarischen Staatsbürgerschaft. Nach der Entlassung fand Richter in der Bundesrepublik Deutschland eine neue Heimat. Deutschland gab ihm auch seine Menschenwürde zurück.

Archivfotos: www.svabkiteleptes.hu

Mitteilung der Regierung

Nationaler Gedenktag für die Vertreibung der Ungarndeutschen

Der nationale Gedenktag für die Vertreibung der Ungarndeutschen wurde heute im Rahmen einer staatlichen Gedenkfeier zum ersten Mal veranstaltet. Die Kränze der Erinnerung wurden in Schaumar niedergelegt, eine Siedlung, die schwer von diesem dunklen Kapitel unserer gemeinsamen Geschichte betroffen war.

Nach Beschluss der damaligen ungarischen Kommunisten verloren in den Jahren 1946 bis 1948 rund 185 000 Ungarndeutsche die Staatsbürgerschaft. Ihr Besitz wurde enteignet, die Betroffenen wurden ausgewiesen.

Das ungarische Parlament hat Ende des Jahres mit einmütigem Beschluss einen Gedenktag für die Zwangsausiedlung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführt (Parlamentsbeschluss 88/2012. (XII. 12.) über den nationalen Gedenktag für die Vertreibung der Ungarndeutschen). Am 19. Januar 1946 hatten die ersten Züge mit vertriebenen Deutschen das Land verlassen.



Am 19. Januar soll künftig daran erinnert werden, dass die deutsche Volksgruppe in Ungarn auf ungerechtfertigte Weise kollektiv abgestempelt und ihrer Rechte beraubt wurde.

Leider gehört zu den vielen Sünden der ungarischen Kommunisten, die nach 1945 durch die Unterstützung der sowjetischen Armee an die Macht gelangten, auch die Zwangsausiedlung der ungarischen Staatsbürger deutscher Nationalität. Die heutige Regierung von Ungarn, die den Schmerz einer getrennten Nation kennt, setzt sich dafür ein, dieses Trauma zu lindern und die Wunden zu heilen.

Auf der staatlichen Gedenkfeier erinnerte Zoltán Balog, Minister für Humanressourcen: „Zwischen den heimatvertriebenen Deutschen die nach dem Zweiten Weltkrieg aus ihrer Heimat ausgesiedelt

wurden, waren einzig die Ungarndeutschen, die auf die Viehwagens der Transporte die ungarische Flagge steckten mit der Aufschrift: 'Gott segne unsere Heimat, leb wohl!'. Wir tun alles, damit wir unseren zurückkehrenden Freunden, den Ungarndeutschen mit aufrichtigen Herzen gemeinsam sagen können: 'Willkommen zu Hause!'. Diesem Zweck dient auch dieser nationale Gedenktag“.

(Ministerium für Humanressourcen)

<http://www.kormany.hu/en/ministry-of-human-resources/news/nationaler-gedenktag-fur-die-vertreibung-der-ungarndeutschen>

Anmerkung der Redaktion:

Obwohl die ungarischen Kommunisten für zahlreiche Verbrechen verantwortlich sind bzw. gemacht werden können, hatten sie 1945 im Thema der Vertreibung der Ungarndeutschen leicht Verbündete gefunden. Es gab nämlich keine bedeutende politische Macht – angefangen von der Nationalen Bauernpartei bis zur Kleinlandwirtepartei –, die die Vertreibung nicht befürwortet hätte. Leider hat damals in dieser Frage bis auf einzelne Ausnahmen die ganze ungarische Gesellschaft kollektiv versagt.

Gedanken zum Gedenktag „Vertreibung der Ungarndeutschen“ Hajosch, 19. Januar 2012



Terézia Szauter hielt einen Vortrag über die Vertreibung der Ungarndeutschen

ausgerufen. Damals sind die Deutschen in Ungarn kollektiv für schuldig gefunden, verurteilt und bestraft worden, und nach mehr als 60 Jahren ist ihnen von Seiten des ungarischen Staates nachträglich Ehre erwiesen worden...

Das Organisieren von Gedenkveranstaltung wird – laut Parlamentsbeschluss – besonders unterstützt. Und zahlreiche ungarndeutsche Selbstverwaltungen hielten es auch für wichtig, am 19. Januar eine Gedenkfeier zu veranstalten.

Auch in Hajosch gab es im Barock-Schloss eine Veranstaltung (organisiert von Edina Mayer unter Mitwirkung von Maria Schön und ihrem Chor) und ich bin als Geschichtslehrerin darum gebeten worden, einen Vortrag über dieses Thema zu halten.

Im Ungarndeutschen Bildungszentrum habe ich diesen „Stoff“ mit meinen Schülern schon sehr oft behandelt, den Regierungsbeschluss 12330/1945 analysiert, den Begriff „Kollektivschuld“ besprochen, und trotzdem musste ich lange überlegen, worüber ich in meinem Heimatdorf sprechen soll.

Wer wird wohl unter den Zuschauern sitzen? Ältere Leute, die die Vertreibung damals erlebt haben, jüngere Menschen, denen ihre Eltern und Großeltern *ihre eigenen* Geschichten weitergegeben haben, und hoffentlich auch Jugendliche, die über das Schicksal *ihrer* Vorfahren etwas hören wollen.

Wie soll ich alles, was die Vertreibung ausmacht, in einem kurzen Vortrag zusammenfassen? Ich kann doch gar nicht alle Geschichten kennen! Höchstens einige Daten und Fakten aus den Geschichtsbüchern, und einige bruchstückhafte Erzählungen meiner eigenen Familie.

Nur wen würde das interessieren, dass ich jahrzehntelang gar nicht recht wusste, was die Wörter „Vertreibung“ und „Aussiedlung“ im Zusammenhang mit den Ungarndeutschen wirklich bedeuten. Ich habe doch in der Grund- und Mittelschule der Kádár-Zeit darüber nichts lernen können, das war kein Unterrichtsstoff, das wurde totgeschwiegen.

Mit der Aussiedlung habe ich – auf Grund der zu Hause gehörten Geschichten – das ungarische Dorf Ré m verbunden, wo meine Mutter von ihrem dritten Lebensjahr an gelebt hat, und die Schule besucht hat. Ihre Familie ist nämlich nicht einwaggoniert, und nicht nach Deutschland

Das ungarische Parlament hat im Dezember 2011 den 19. Januar – den Tag, an dem 1946 die ersten Waggons mit den vertriebenen Ungarndeutschen von Budaörs losgefahren sind – zum Gedenktag der Vertreibung der Ungarndeutschen

gebracht worden, sie sind nach Ré m geflüchtet, weil sie in Ungarn bleiben wollten. Dort ist meine Mutter aufgewachsen, und dort ist sie von den ungarischen Kindern ausgelacht worden, weil sie anfangs nur schwäbisch sprechen konnte. Und von dieser Zeit an hatte sie ihre Muttersprache nie wieder gesprochen, nicht einmal zu Hause, im Familienkreis, wo alle anderen „Hajoschrisch gredt haund“.

So kommt es, dass auch ich den Hajoscher Dialekt – so Leid es mir tut – nur verstehen, aber nicht sprechen kann. Meine Familie väterlicherseits war auch nicht in Deutschland. Sie sind – Gott sei Dank – nicht einmal aus ihrem Haus vertrieben worden. Das Haus war nämlich zu klein, kein Siedler wollte da einziehen.

Das sind aber *meine* Aussiedlungsgeschichten. Und jede Familie in Hajosch – und in den anderen ungarndeutschen Familien – hat ihre *eigenen* Geschichten über Zwangsarbeit, über Leid und Vertreibung. In denen geht es nicht nur um Züge, die mit den Heimatvertriebenen Richtung Deutschland führen, wie man vermuten könnte, wenn man weiß, warum der 19. Januar zum Gedenktag der Vertreibung der Ungarndeutschen gewählt wurde.



Die Eröffnungsrede der Gedenkveranstaltung wurde von Herrn Josef Manz, dem Vorsitzenden des Komitatsverbandes der Deutschen Selbstverwaltungen im Komitat Bács-Kiskun gehalten

In diesen Geschichten geht es auch um Volksbundmitglieder, auch um junge Männer, von denen einige freiwillig, andere zwangsweise SS-Soldaten

geworden sind und später auf den „Malenkij robot“- und Vertreibungslisten die ersten waren. Um Soldaten, die nicht in die deutsche Armee *wollten* und dann – als ungarische Staatsbürger – in die

ungarische Armee *mussten*. Einige von ihnen dann nach Russland...Wie auch mein Großvater, der – bei der Verteidigung der ungarischen Heimat – irgendwo am Don verschollen ist.

In den Vertreibungsgeschichten geht es auch um Hajoscher Familien, die schon im Mai 1945 – als der Beschluss über die Vertreibung noch gar nicht existierte – nach Kalocsa, in das Internierungslager gebracht worden sind, weil ihre Häuser und Felder bei der Bodenverteilung von ungarischen Agrarproletariern benötigt wurden.

Da geht es auch um Angst und Not, beim „Warten“ auf die Aussiedlung „in die alte Heimat“, nach Deutschland, wo man die Vertriebenen wegen ihrer Kleidung nur „ungarische Zigeuner“ genannt hat. Und solange man nicht dran kam, musste man vielleicht in ein anderes Dorf ziehen, weil die – von der Tschechoslowakei übersiedelten – Ungarn in das

Haus einziehen mussten. So lebten z. B. Ungarndeutsche von Hidas in Hajosch, Hajoscher in Waschkut, mehrere Familien viele Monate in einem Haus...

Das alles und noch vieles mehr gehört zum Leidensweg der Ungarndeutschen in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts. An all diese Geschichten und Schicksale erinnert uns der Gedenktag der Vertreibung der Ungarndeutschen.



Die Hajoscher Tanzgruppe führte beim Vertreibungsdenkmal eine Choreographie auf mit dem Titel: „Mit einem Bündel...“

Natürlich konnte und wollte ich nicht alles in meinem Vortrag an dem Gedenktag erzählen. Ich denke aber, dass jene Gedanken, die ich mit dem Publikum an diesem Nachmittag im Hajoscher Schloss geteilt habe, ihr Ziel erreicht haben. Die jüngere Generation hatte die

Möglichkeit, darüber zu hören, wie ihre Vorfahren von ihrem Haus und ihrer Heimat vertrieben worden sind und

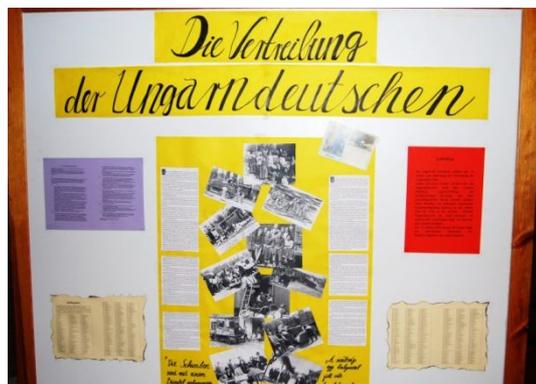


...mussten sie gehen.“

wie sie trotz alledem ihr Haus zurückgekauft und die Heimat für sich wieder – hier in Ungarn – aufgebaut haben. Und die Älteren, die Leidtragenden und zugleich Helden der Geschichte(n)...? Mehrere von ihnen sind am Ende des Vortrags zu mir hingekommen: „Terike! Du hast sehr schön gesprochen. Du hast die Wahrheit gesagt...“

Es war für mich eine Ehrensache. Ich hatte die Ehre...Danke für die Aufmerksamkeit!

Terézia Szauter



Die Schüler des Ungarndeutschen Bildungszentrums gedachten mit einem kleinen Programm und einer Ausstellung der Vertriebenen.



Josef Michaelis Wege durch Schluchten



Regen strömte. Schon seit Tagen regnete es in einem fort. Gräben füllten sich bis zum Rande mit Wasser.

Juni 1947 zeigte der Wandkalender.

Der Nachtwind brachte das Rädergeknarre eines Wagens immer näher. Manchmal knallte eine Peitsche. Bald taten sich die Umrisse eines Ochsenwagens auf. Er war voll beladen. Eine Truhe und ein kleiner Kasten waren leicht zu erkennen. Tief versanken die Räder im lehmigen Boden. Die Möbelstücke waren mit Pferddecke zugedeckt, die jetzt einem Schwamm ähnelten. Auf dem Wagen saßen ein Mann mit Hut und eine Frau im Faltenrock, die ein in Windeln gewickeltes Kind hielt. Ein großer Regenschirm schützte sie vor Regen.

Die Ochsen betraten den schmalen Hohlweg, konnten aber nur mit Anstrengung vorwärtskommen. Sie versanken tief im Matsch.

"Es is schad far tie Ochse", murmelte der Bauer. Der Regen strömte unaufhörlich weiter. Die Ochsen schreckten plötzlich zurück. "Na! Rihrt aich toch!" Die Tiere bewegten sich aber nicht. "Ich steig ab", sagte der Mann und landete in einer Pfütze. "Himml und Hell!", fluchte er. "Was is tenn los, Josef?", fragte die Frau erschrocken. Josef tastete sich mit dem Peitschenstiel an den Ochsen nach vorn. Nach ein paar Schritten ertastete er glitschige Masse. "Tu liewr Kott! Sin tie Hohlwegseide eigsterzt?" Tatsächlich herabgestürzte Erde verhinderte den Abfluss des Regenwassers. Das Fuhrwerk stand in einer ziemlich tiefen Pfütze. Man konnte weder vorwärts noch rückwärts. Josef warf seinen Hut zornig in das rauschende Wasser. "Tes had uns noch kfehld!", tobte er. "Anne, was werd jetzt mid uns?" Die junge Frau verzog ihren Mund zum Weinen. Josef kam zurück, streichelte die Tiere, Vitéz und Sudár, von deren Rücken kleine Quellen sprudelten. Hilfe nirgendwo. Weit war das Dorf und zurück durften und konnten sie sowieso nicht.

"Es pleipt nar ons", sagte der Mann. "Mir spanne tie Ochse aus, pack ti Mebl runr, nehme ten Wache auseinanr. Tes Unkrstell lenge mir um. Wann mr fertig sen, misse mr alles umgekehrt mache. Un wenn mr Klick hun un ten Perich erraiche, vleicht kenne mr noch far Marichets in tie Stadt kumme."

Anna brach in Tränen aus. "To ned flenne, kumm liewr helfe!"

Und schon kramte der Mann aus einer Ecke des Wagens eine Petroleum-Sturmlampe hervor und zündete sie an. Bald beleuchtete ein kleines Licht die Schlucht. Die Frau suchte die andere Pferddecke und baute in einer hohlen Seite der Schlucht für ihr Kind ein kleines Lager. Es wachte nicht auf. Den Regenschirm stach sie neben der Lösswand in den Wegmatsch. Der Mann spannte Vitéz und Sudár aus dem Joch, nahm die Ringe aus ihren Nasen und band sie an einen an der Hohlwand gewachsenen Hollunderbusch. Auf ihre Rücken warf er je eine grobe Decke, damit sich ihre Körper nicht so abkühlten.

Wortlos machten sie sich ans Abladen. Die Frau schützte sich vor dem Regen mit einem Wachseinenmantel, der Mann hatte weder einen Mantel noch einen Schirm. Nach

einigen Minuten war er bis auf die Haut nass. Josef zog sich bis auf die Unterhose aus und stülpte sich einen Bauernsack über den Kopf als Kapuze.

Er nahm erst die beiden Schragen vorn und hinten herunter. Mit der Truhe hatten sie viel Mühe, weil sie nicht an sie heran konnten. Außerdem war sie sehr schwer. Anna konnte sie kaum tragen. Mehrmals rutschten sie im Schlamm aus. Mit dem Schrank, der in dieser Gegend nur "Prodkästl" genannt wurde, hatten sie es auch nicht leicht. Danach hob Josef die beiden Bodenbretter heraus, montierte die vier Wagenleisten ab und hob die zwei Seiten des Wagens herunter. Jetzt war noch die Deichsel übrig. Als er auch sie in die Pfütze gelegt hatte, stand ihm noch der schwerste Teil der Arbeit bevor. Josef musste auf einem schmalen Platz mit knappen Bewegungen den Wagen nach vorn, nach hinten, nach links und rechts umlenken. Er lenkte ihn Zentimeter um Zentimeter zurück. Das Manöver dauerte fast eine halbe Stunde, aber am Ende schaute die Deichsel auf den Gipfel des Hügels. Jetzt setzten sie in umgekehrter Reihenfolge die Zubehöre des Wagens auf, dann kamen das "Prodkästl" und die Truhe auf ihre Plätze. Josef wischte sich die regen- und schweißnasse Stirn ab, aber mit dieser Bewegung verschmierte er nur den Schlamm auf seinem Gesicht. Dann seufzte er: "Es scheid mir, Anne, tr Kott hod uns aus tier rohe Lage rauskholwe." Anna bekreuzigte sich und ging das Kind holen, das von der ganzen Mühsal nichts wahrgenommen hatte, und legte es auf den Sitz hinauf. Danach watete sie mit der jetzt nur noch blinzeln den Sturmlampe zu den Ochsen, damit das Vieh den Weg besser finden könne. Josef stieg auch nicht auf den Wagen, auf dem Weg schreitend führte er die Ochsen an den Zügeln. Das Wetter war im Abklingen, und in der Ferne, hinter den Wolken, kamen zwei-drei Sterne hervor. Ein mildes Lüftchen erhob sich aus dem Süden und trocknete die Haut des Mannes ein wenig.

Nach mehreren Ansätzen und mit Rutschen und Schieben erreichten sie den Gipfel. Vitéz und Sudár dampften vor Schweiß, Regentropfen und Anstrengung. Josef streichelte die beiden bewährten, jetzt müden Ochsen, dann warf er sich eine Pferddecke über und kletterte auf den Wagen neben seine Frau.

Sie fuhren auf den steinigen Weg hinaus. "Es is schun alles ons", dachte der Mann. Die Ochsen zogen an. Nach dem schweren Vorwärtskommen auf dem Lehm Boden schien es als flögen sie.

Vom Himmel schwanden die schweren Wolken und die Sterne blitzten wie Opale. Josef dachte daran, dass Milliarden Sterne am Himmel genug Platz hätten, hier auf der Erde aber sich viel weniger Menschen nicht vertragen können.

Am Horizont zog langsam die Morgenröte auf und Josef hätte die Kirchtürme der nahen Stadt wahrnehmen können, wenn er nach vorn geschaut hätte.

Sein Blick blieb aber an einer Haubenlerche haften, die sich vom Rande des Weges in die Höhe hob. Nach einigen schüchternen Pfiffen begann sie eine Morgenserenade zu singen und die Melodien klangen rein in der blauen Luft.

Josef folgte mit seinen Augen dem Vogel, bis er in der Weite verschwand. Dann blickte er noch einmal zurück auf den Weg, schlug auf die Ochsen ein und fuhr weiter.

Almasch/Bácsalmás

Elisabeth Knödler geb. Fleckenstein Als Deutsche in Ungarn Teil 10

Frau Elisabeth Knödler geb. Fleckenstein wurde in Almasch/Bácsalmás geboren und lebt zurzeit in Backnang in Baden-Württemberg. In ihrem Buch „*Als Deutsche in Ungarn*“, das auch unter dem Titel „*Backnangból visszanézve*“ ins Ungarische übersetzt wurde, beschreibt sie ihre Erinnerungen an ihre alte Heimat und die Vertreibung ihrer Familie. Freundlicherweise stellte Frau Knödler den *Batschkaer Spuren* ihr Buch zur Verfügung. Wir veröffentlichen es in mehreren Folgen. (Teil 1-9 siehe *Batschkaer Spuren* Nr. 21-29)



Einmal wagte ich mich nicht nur auf die Straße, sondern sogar in die Nähe unseres Hauses. Vorsichtshalber blieb ich auf der anderen Straßenseite, damit es nicht so nach Kontrolle aussah. Ich hatte ganz einfach Angst. Am meisten fürchtete ich, dass mir der Sohn unseres Küsters nochmals begegnet. Jetzt wäre ich für ihn

Freiwillig gewesen.

Als ich an unserem Haus vorbei war, dachte ich: „Äußerlich hat sich nichts verändert.“ Ich bog dann ab und ging zum Friedhof. Dort sah ich außerhalb des Zaunes, dass die Erde frisch umgegraben war. Ich blieb stehen und stutzte: „Nanu, das sieht wie ein frisches Grab aus. Aber das kann doch nicht sein, hier VOR dem Friedhof?“

Da hörte ich plötzlich jemand hinter mir sagen: „Na, seid ihr auch wieder daheim?“ Ich erschrak, drehte mich um und sah – auch eine Schwäbin. Ich kannte sie von der Schule im Kloster. Sie war einige Jahre älter als ich. Sie sagte: „Du brauchst vor mir keine Angst zu haben, obwohl es in diesen Tagen besser ist, Angst zu haben als zu erschrecken.“ (Dies war bei uns eine Art Sprichwort, denn wer Angst hat, ist vorsichtig und vorbereitet, nicht aber, wer erschrickt.)

Sie erzählte weiter, sie hätte gewusst, dass wir geflüchtet waren. „Ja“, antwortete ich, „wir sind noch nicht lange wieder zurück. Und jetzt wollte ich einen Besuch auf dem Friedhof machen und sehe diese Graberei hier.“

Da fing sie an zu weinen und erzählte mir, hier hätten sie ihren Vater verscharrt.

„Ja, um Gottes Willen, wieso denn das?“, wollte ich wissen. Sie zog mich zur Seite und flüsterte: „Wir dürfen hier nicht stehen. Man hat mir streng verboten, hier zu sein oder womöglich ihn auszugraben.“

„Wer ist `man`? Wer hat es dir verboten?“ fragte ich. „Ja, weißt du denn nicht, was bei uns los ist?“, entgegnete sie erstaunt. Irgend jemand habe ihren Vater bei den Kommunisten schlecht geredet. Sie wisse bis heute nicht, was ihm vorgeworfen wurde. Heute spiele es auch keine Rolle. „Es genügt, dass man jemandem etwas andichtet, sei es, dass man auf dessen Haus scharf ist oder eine andere Rechnung begleichen will. Jetzt gibt es eine Gelegenheit sich zu rächen. Schon kommt die `Geheimpolizei` und holt den Beschuldigten ab.“ So war es mit ihrem Vater geschehen.

Sie selbst habe des Öfteren im Rathaus nach ihrem Vater gefragt. Dort im Keller war das berüchtigte Gefängnis. Zu Anfang „wusste“ offenbar niemand etwas von ihm, wurde der Tochter noch höflich mitgeteilt. Als die Tochter dann immer öfter nach ihrem Vater fragte, – es gingen die tollsten Gerüchte über Folterungen in diesem Keller um – da nahm sie ein Polizist beiseite und bedeutete ihr, es sei besser für

sie, wenn sie nicht mehr fragt. Aber kann man das aushalten? Die Mutter, der sie daheim alles erzählte, war auch sehr betroffen. Aber sie wollte natürlich wissen, wo ihr Mann bleibt. Und so beschlossen die beiden, dass die Tochter weiter nach ihrem Vater forschen sollte.

Eines Tages, als sie wieder im Rathaus Auskunft über ihren Vater beehrte, eröffnete man ihr ganz brutal, dass er gestorben sei. Mehr noch, sie betonten, er wäre nicht einmal wert, auf dem Friedhof bestattet zu werden. „Deshalb ist mein Vater hier, außerhalb, eingegraben“, schluchzte das Mädchen. Aber wehe ihr, wenn sie draußen davon spreche oder wenn sie hierher komme.

„Glaub mir, die haben ihn totgeschlagen“, fuhr sie fort, „und keiner weiß, warum. Aber das ist heute möglich. Ist das noch unsere Heimat, deine und meine?“ fragte sie weinend.

Ich hackte mich bei ihr unter und wir gingen stumm weiter. Als wir uns trennten, sagte sie: „Vielleicht sehen wir uns bei der Ausweisung, ich jedenfalls wehre mich nicht mehr.“

Als ich heimkam, erzählte ich meine Erlebnisse und schloss ungläubig: „Ist so etwas möglich?“

Da rückte meine Mutter mit der Neuigkeit heraus, dass ihr Bruder Lorenz, ebenfalls in diesem berüchtigten Keller sei. „Woher wissen wir davon? Vielleicht stimmt es gar nicht?“, wollte ich trösten. „Doch, es stimmt“, bestätigte die Mutter, „leider.“

Ein ehemaliger guter Bekannter habe die Nachricht seiner Frau, also der Tante, gebracht. Der Bekannte fügte noch hinzu, sollten wir irgendwo verlauten lassen, dass er gepeinet habe, dann werde er alles abstreiten. Im Gegenteil, er sei nie hier gewesen.

Wir waren zunächst alle sprachlos. Das war eine ganz schlechte Nachricht. Ich überlegte, was ich vom Onkel wusste. Warum könnte man ihn in diesen Folterkeller geschleppt haben? Meine Gedanken schweiften weit in die Vergangenheit zurück. Mir fiel ein, dass der Onkel schon in ganz jungen Jahren Offizier in der ungarischen Armee werden wollte. Das wünschte er sich schon, als er noch bei der LEVENTE war, einer Art Pfadfindertruppe nur für Jungen. Dort übten sie Kameradschaft und Gehorsam, trieben viel Sport, waren auch oft mit Zelten unterwegs. Es war schon die Vorbereitung auf den Militärdienst.

Ich erinnere mich noch gut, wie diese LEVENTE-TRUPPE am Sonntag zum Gottesdienst marschierte. Im Mittelgang standen die Jungen aufgereiht und nach der Messe drehten sie sich um und marschierten wieder hinaus.

Auch das Abitur hatte der Onkel, sodass alle Voraussetzungen gegeben waren, Offizier zu werden. Aber die Obrigkeit bei den Soldaten lehnte ihn ab. Man hat ihm versichert, dass er bestens geeignet wäre, aber nicht mit einem deutschen Namen. Als er sich wehrte und versicherte, er sei immer loyal zu Ungarn gestanden, schnitt ihm ein

Leutnant das Wort ab und fragte, ob er denn allen Ernstes glaube, dass sich ein ungarischer Soldat von einem „deutschen“ Offizier kommandieren ließe?

Also hat der Onkel Lorenz diesen Wunsch aufgegeben, lernte Kaufmann und gründete einen Laden. Heute würde man sagen, eine Eisen- und Gemischtwarenhandlung. Werkzeuge aller Art gab es da. Was jeder Handwerker oder Bauer an Arbeitsgeräten brauchte, das war beim Fleckenstein Lorenz zu bekommen. Lebensmittel gab es ebenfalls, aber nur eine kleine Abteilung, denn in jedem Bauernhaus waren Mehl, Kartoffeln, Milch, Butter und Gemüse aller Art aus eigener Herstellung vorrätig. Im Laden konnte man aber Hefe, Zucker – und was für mich besonders wichtig war – Bonbons und Schokolade kaufen. Außerdem gab es noch eine größere Abteilung Tabakwaren mit vielen Tabaksbeuteln, Pfeifen jeder Größe, Zigarren und Tabak. Zigaretten wurden weniger verkauft, denn damals drehten sich die Leute ihre Zigaretten selbst.

Das Geschäft lief gut. Zu seinem Glück fehlte nur noch eine Frau. Im Jahre 1937 hat er meine Tante Kato geheiratet.

Als dann die Madjarisierungskampagne in größerem Ausmaß begann, als jeder getadelt wurde, der offen deutsch sprach, da bekam auch der Onkel den Druck zu spüren. Zuerst wurden nur spöttische Bemerkungen gemacht oder offen oder versteckt über „die Deutschen“ gelästert. Vieles musste er – wie viele andere auch – einfach ignorieren, überhören.

Aber eines Tages kam der Tabaklieferant und eröffnete dem Onkel, dies wäre die letzte Lieferung. Auf die erstaunte Frage des Onkels: „Wieso denn das?“ erklärte ihm der Mann Folgendes:

Sie hätten Weisung von oben, dass sie Deutsche nicht mehr beliefern dürfen. Der Onkel könne sich eine Namensänderung ja überlegen. Er wäre doch sowieso Ungar, warum könne sich das nicht auch in seinem Namen ausdrücken? Auf jeden Fall werde ein FLECKENSTEIN nicht mehr beliefert. Basta!

Fleckenstein hieß nicht nur meine Verwandtschaft väterlicherseits, sondern auch mütterlicherseits, da meine Mutter ebenfalls eine geborene Fleckenstein ist.

Jetzt war guter Rat teuer. Das war der erste Lieferant, der sich verweigerte. Was, wenn die anderen nachziehen würden? Und das werden sie, denn die Weisung kam ja von ganz oben, nämlich von der Regierung. Was sollte er also tun? Es ging um seine Existenz. Ließe er alles so weiterlaufen, könnte sein Geschäft bald schließen. Und was dann?

Nach Beratung mit den Seinen entschloss er sich, seinen Namen madjarisieren zu lassen. Er hieß von nun an FONYODI.

Ich erinnere mich noch – auch bei unseren Tischgesprächen war das ein Thema – wie die Mutter sagte: „Was soll’s, er bleibt mein Bruder, so oder so!“

Nun war er in den Augen der Obrigkeit ein Ungar und alles ging wie gewohnt weiter.

Bald wurde er zu den Soldaten einberufen – wie auch mein Vater. Viele Gebiete kamen wieder zu Ungarn, dort marschierten unsere Soldaten ein. Siehe da, jetzt wurde der Onkel befördert, er wurde Offizier, was er früher immer werden wollte.

Fortsetzung folgt

Hartau/Harta

„Ein Baum ...“ - Episoden aus dem Leben der Familie Seim



Ich heiße **Krisztina Csordás**, wohne in Hartau/Harta und bin Schülerin des Ungarndeutschen Bildungszentrums in Baja. Mütterlicherseits bin in schwäbischer Abstammung. Neulich habe ich ein Heft in die Hand bekommen, in dem man über die Geschichte der Familie **Seim** aus Hartau lesen kann. **Christoph Seim**, der Onkel meines Großvaters, wurde 1944 zwangsrekrutiert und kam als Soldat nach Deutschland. Seine Eltern flüchteten im Oktober 1944 vor der Ankunft der russischen Truppen mit einem Planwagen aus Hartau nach Deutschland. Sie haben sich bei München niedergelassen. Christoph Seim erzählte an langen Winterabenden oft seiner Nachbarin über seine Lebensgeschichte, die alles aufgezeichnet und unter dem Titel „**Ein Baum ...**“ veröffentlicht hat. Aus diesem Heft möchte ich einige interessante Teile von den Erinnerungen den Lesern der „Batschkaer Spuren“ empfehlen.

Mein Vater ist geboren am 10. Januar 1887, gestorben ist er am 10. 12. 1967. Meine Mutter ist geboren am 7. 7. 1891, gestorben ist sie am 22. 1.1946 in Wiendorf bei Vilshofen.

Mit 12 Jahren bin ich von der Schule gekommen. Ich war 2 Jahre im Kindergarten, das war bei uns schon möglich. Da waren wir weiter, wir waren im Kindergarten, aber nur 6 Schuljahre hatten wir. Nach mir gab es dann 8 Jahre Schule. Da ist einem nichts geschenkt worden. Als Kind Futter herrichten und alles was zu tun war. Mein Vater hatte viel gefuhrwerk. Kiesfahren war da dran. Wir hatten Betonplatten gemacht, und da ist Kies gebraucht worden. Mein Vater hatte Haus eingedeckt, er hatte dafür nichts gezahlt, er hat dies alles abgearbeitet.

Wir hatten nichts Anderes als Landwirtschaft, da gab es nichts Anderes. Als man älter war, ist man aufs Schiff gegangen. Man ist dann Matrose geworden, dann Steuermann oder so, je nach dem, wie man Interesse hatte. Unterm Krieg waren die kriegsverpflichtet, die durften gar nicht weg. Die hatten lebenswichtige Dinge unterm Krieg zu transportieren.

Nach der Schule waren die anderen beim Bauern. Wir waren 5 Buben und eine Schwester: Jahrgang 11, 18. Februar 1911, Maria, 88 in München gestorben. Der ältere Bruder 13. Januar 1913, gestorben ist er 93, da sind wir runter gefahren. Der Bruder Martin 25. November 1917, gefallen ist er im März 45 so ungefähr. Der andere Bruder, in Ungarn, ist am 25. November 1919 geboren, Heinrich heißt



der. Der Bruder aus Bruckdorf ist am 30. Juni 22 geboren, ich am 10. 12. 25.

Aber nach der Schule musste man arbeiten, da war nichts Anderes möglich. Den mehreren Wein habe ich aus dem Keller getragen, ich war der Kleinere. Wein hatten wir 2 Tagwerk.

Nachher ist alles weg gewesen, als die Russen gekommen sind, ist alles enteignet worden. Die Kolchosen sind entstanden. Meinem Bruder hat es schon gefallen, der war durch und durch ein Bauer, dann hat er auf einer Kolchose gearbeitet. nachher ist auch noch ein Stück für ihn übrig gelassen worden. Wenn vom Feld was Kleines übriggeblieben ist, haben das die Leute selber bekommen, da konnten sie machen was sie wollten.

1944 sind wir, ich und mein Bruder Peter und Martin und Schwager Schneider eingezogen worden, vom deutschen Militär. Wir sind nach Budapest gekommen, von unserem Dorf Harta, in der Früh um 5 Uhr sind wir fort. Das ganze Dorf, wir waren viel! In den laufenden Tagen sind wir nach Debrecen gekommen. Dort sind wir sortiert worden, z.B. Granatwerfer, wir haben uns auch dafür gemeldet. Wir wurden an der rumänischen Grenze ausgebildet, in Létavertes. Von dort mussten wir in einer Woche zurückmarschieren nach Budakeszi, 360 km, jeden Tag 60 km, im Oktober 44 war das. Hier waren wir alle drei beieinander. Mein Bruder hatte den Führerschein gemacht. Wir sind in die Slowakei gekommen. Wir sind über Salgótarján weiter nach Norden marschiert, über Lucénech noch hinaus, Richtung Norden in die Berge. Mit den Motorrädern sind wir da auch unterwegs gewesen, der Helm hat mir immer wieder den Kopf nach hinten gezogen. Mit den Fingern habe ich dann zwischen Riemen und Hals gehalten, damit ich noch Luft bekomme.

Zwischendrin mussten wir wieder runter, in die Gräben, wenn wieder geschossen wurde oder Luftangriff war. Am 23. Oktober 1944, Nachmittag um zwei Uhr wurde ich verwundet. Ein Granatsplitter hatte mich getroffen. Fünf Tage hatte ich 41 Grad Fieber, da war nicht nur der Splitter in mir, auch der ganze Dreck machte das Fieber. Sie wollten immer warten, bis kein Fieber mehr da war, um mir den Splitter herauszuholen, aber das konnten sie nicht. Sie haben mich dann hingelegt und einfach alles herausgerissen, das waren höllische Schmerzen. Da hast du nichts bekommen dagegen, da ist einer neben dem anderen gelegen. Dieser Splitter ist herausgenommen worden. Noch in der gleichen Nacht bin weitergebracht worden, 80 km mit dem Zug, nach Znaim in Tschechien. Da hast du jeden Ruck gemerkt und die Bahn war da nicht so wie heute. Der Verband war auch nicht gut, manchmal ist in der Früh alles im Bett herumgelegen. Vom 23. Oktober bis Anfang Januar war ich dann im Lazarett und jeden Tag haben sie immer wieder dieses Loch sauber gemacht. Das durfte nicht einfach zuwachsen, ich hätte den Brand bekommen. Zu Weihnachten war ich dann auch da im Lazarett, da ist keiner gekommen, wer hätte auch kommen können. Das war schon eine schlimme Zeit. Für eine Woche war ich dann noch in Linz im Lazarett und dann bin ich im Januar entlassen worden.

Ich bin nach Wien in die Frontleitstelle gekommen. Dort kamen die Verwundeten und wurden wieder eingeordnet. Ich bin zum Ersatzhaufen nach Hamburg gekommen, auch mein Bruder; der war auch verletzt worden. So haben wir uns dort wiedergefunden. 14 Tage, Januar 45 waren wir in Hamburg. Luftschutzbretter hatten wir dort gesammelt. Dort wurden immer Phosphorbomben geworfen, alles ist ausgebrannt. Von Hamburg sind wir wieder weg, wir sind 50 Mann in einem Viehwaggon unterwegs gewesen.

Die vorderen sind fast erfroren, die hinteren erstickt. 50 Leute, nicht gewaschen, nicht gereinigt, so bekam ich die Krätze.

In Prag haben sie uns dann hinausgetan, mein Bruder ist Richtung Breslau weitergefahren. Acht Tage war ich in Prag im Lazarett und bin dort wieder entlassen worden. In Glatz habe ich meinen Nachbarn getroffen. Es war wie eine Festung dort, in diesem Sammellager war ich drei Tage. Sie haben uns sortiert, wieder an die Front. Dort bin ich wieder zu meinem Bruder eingeordnet worden. Jede Einheit hat seine Leute wieder dorthin, wo sie hingehört haben. Südlich von Berslau sind wir gewesen. Dort waren wir bis der Krieg aus war, bis zum 7. Mai, in der Nacht um 10 Uhr. Vom 7.-8. Mai sind wir zurückgefahren, wir waren im großen Kessel, aber der war ziemlich groß. Wie der Krieg aus war, sind wir geschlossen bis zum 9. Mai zusammen gewesen, dann durfte jeder dahingehen, wohin er wollte. Mein Nachbar, mein Bruder und ich, wir konnten nicht zurück. Wir sind Richtung Chemnitz gefahren, unser Ziel war nach Westen, Richtung Prag war noch zu gefährlich, dort wurde noch geschossen. Wir waren herrenlos. Bis zum 12. Mai waren wir in Chemnitz. Dahinter waren die Amerikaner. Wir sind durch einen Bahndamm durch. Dort sind wir Richtung Zwickau/Hof. In Hof haben sie uns kassiert. Am 20. Mai, Pfingsten, es hatte den ganzen Tag geregnet, Tausende von Menschen waren da. In Baracken waren wir bis zum 6. Juni. Dort sind wir zum Verhör gekommen. Wir hatten angegeben, unsere Eltern wären in Regensburg. Wir sagten, die wären vor den Russen geflüchtet. Wir wurden entlassen. So sind wir in Richtung Regensburg losgefahren. Am Dultplatz haben sie uns rausgelassen. Wir sind am Hafen gewesen, Bayerleut, die Gesellschaft am Hafen. Wir haben mit denen geredet, der Nachbar wurde wieder genommen. Wir wollten zu einem Bauern. Der ältere Herr, Wiesinger, hatte in Bruckdorf ein Wochenendhäuschen, er hatte uns Bauern aufgezählt, den Schuderer, Freihart Metzgerei, von Bruckdorf den Mark, Poscheder. So sind wir noch eine Nacht in der alten Feuerweherschule gewesen, am 7. Juni sind wir über Dechbetten über die Sinzinger Fähre (die Brücke war gesprengt) nach Sinzing. So waren wir in Sinzing, wir wussten auch nicht, wo wir hin sollten. In Bruckdorf da hatte man Arbeiter gebraucht, dem Chef seine Schwester ist herausgekommen. Sie wollten wissen, ob wir mähen oder melken können. Natürlich konnten wir das, wir sind ja in der Landwirtschaft aufgewachsen. Von 45 bis 54 war ich dort.

(Vom anderen Bruder wussten wir nichts, durchs Rote Kreuz hatte mein Vater Nachforschungen gemacht und dort wurde herausgefunden, dass mein Bruder gefallen ist, mein Schwager war an der Westfront).

Fortsetzung folgt

Volkstracht**Andrea Bakonyi****Die Volkstracht in Nadwar Teil 3***(Teil 1-2 siehe in Batschkäer Spuren Nr. 28-29)*

1995 schrieb ich meine Diplomarbeit an der Pädagogischen Hochschule „Gyula Juhász“ in Szeged, im Fachbereich Germanistik.

Als Thema meiner Arbeit wählte ich einen Bereich, der mich schon lange beschäftigt hatte, die Volkstracht meiner Heimatgemeinde Nadwar. Mein wissenschaftlicher Betreuer war Prof. Dr. Csaba Földes.

Der Titel meiner Arbeit lautet: Die Volkstracht der Ungarndeutschen am Beispiel der traditionellen Kleidungsgewohnheiten in der Gemeinde Nadwar/Nemesnádudvar in der Nord-Batschka.

Als Motto wählte ich ein Zitat von Eva Szeitl: „Wir wissen sehr gut, dass selbst die wertvollsten Sachen und Vorkommnisse außergewöhnlich rasch der Vergessenheit anheimfallen, wenn sie nicht fixiert sind.“

1993 fing ich mit der tatsächlichen Forschungsarbeit an, seitdem sind fast zwei Jahrzehnte vergangen. Die Zeitzeugen, meine Gewährspersonen, meine Oma und mein Opa, die alten Frauen aus der Nachbarschaft sind alle von uns gegangen. In dieser Zeit ist leider vieles verschwunden, das materielle Erbe wird nicht geschätzt und geht verloren, die menschlichen Werte änderten sich rasch, die heutige jüngere und mittlere Generation steht anders zu den damals noch selbstverständlich ausgeübten Traditionen.

Die Hochzeitstracht [hochzatskwant]

Die Hochzeit spielt im Leben des Menschen eine sehr wichtige Rolle. Demgemäß kleidet man sich auch.

Zu Hochzeiten zogen die Gäste ihre schönsten Kleider an. Bewundernswert ist jedoch die Tracht der Braut.

In diesem Abschnitt kommen wir zum schönsten Bereich der Trachtenanalyse.



Hochzeitsfoto von Theresia Hermanutz und Kaspar Mendler, 1928

Die Brauttracht [prautkwant]

Bei den Brauttrachten unterscheiden wir zwei Arten. Es gibt nur Farbenabweichungen, sonst ist die Zusammensetzung der beiden Brauttrachten gleich.

Die eine Braut zog einen weißen Faltenrock als Überrock [owrrock], der auch als Brautrock [prautrock] bezeichnet wurde, einen weißen oder schwarzen Läväsč [lewesch]

und eine weiße Schürze sowie ein seidenes Halstuch [aziekshalstuch] an.

Die andere Braut ging in einem schwarzen Faltenrock, einem schwarzen Visitl und weißer Schürze zur Trauung. Sie hatte noch ein schwarzes Halstuch [aziekshalstuch]. Man nannte sie [atzlpraut] (=Atzelbraut).

Weitere Verschiedenheiten kann man nicht feststellen.

Die Braut hatte drei bis vier gestärkte Unterröcke [penti] an. Der unterste war der kürzeste, darüber kamen zwei längere, darüber ein Faltenrock und erst darüber der Brautrock.

Unter dem Visitl [visitl] hatte sie ein geschlungenes Hemd [kschlungana hemet] an.

Fußbekleidung

Die Braut hatte weiße gestrickte Strümpfe [patentschtrimp] (=eine rechte, eine linke Masche im Wechsel) und schwarze Schuhe an.

Haartracht

Der Braut wurden zwei Zöpfe [zopl] geflochten und aus diesen dann ein Kringel [kringl] gemacht.

Kopfschmuck

Das Zopfkränzchen [zopkrenzl] trug die Braut schon bei der ersten Verkündigung in der Kirche. Von da an wurde es ihr jeden Sonntag aufgesetzt, auch am Hochzeitstag. Das bedeutete, dass sie noch Jungfrau war. Das wurde in der Hochzeitsnacht vom Bräutigam abgeschnitten. Er musste aber sehr aufpassen, dass er die Haare nicht abschneidet, denn das hätte ein Unglück bedeutet.

Die Braut hatte noch ein schwarzes Samtband [samatpant] mit weißen oder gelben Fransen. Auf das Band wurde der Brautkranz [krenzl] aus Wachs und Tüll gesetzt.

**Ergänzungsstücke**

In der Hand hatte sie das Brauttuch [prauttichl] mit einem Rosenkranz.

Um die Hüfte wurden zwei oder mehrere Bänder gebunden, die auf der rechten Seite etwa 20 cm abhingen. Sie waren mit einer Brosche ([schtecknatl] = Stecknadel) vorne und hinten

Turni: Lehnwort aus dem Französischen „tournure“. Ist ein hinter unter dem Rock getragener Polster, wodurch der Rock unterhalb den Hüften stark absteht

gefestigt. Die Bänder waren fleischrot und hellblau.
Über die Brust hatte sie einen Myrtenzweig.

Schmuck

Sie hatte goldene Ohrringe ([orhenkl]). Auf der goldenen Halskette hatte sie eine Medaille [herzl] mit dem Bild der Heiligen Maria.

Tracht des Bräutigams [praitigamskwant]

Der Bräutigam hatte eine schwarze Latzhose an, ein weißes Hemd [hemet], eine Weste [westi] aus Tärn [terna] und ein Leibl [laiwl] aus Tärn.

Bei kaltem Wetter zog er einen Mantel ([rekl] = Männerrock) darüber.



Familie im Jahre 1913 (Maria Kirschner, mein Urgroßvater Kaspar Mendler als kleiner Junge, Martin Mendler, Katharina Mendler)

Fußbekleidung

Er hatte Wollsocken an, die bis zu den Knien reichten und schwarze Stiefel [tschischma] aus Leder an.

Kopfbedeckung

Er hatte einen runden schwarzen Hut auf seinem Kopf.

Haartracht

Die Haare des Bräutigams waren ganz kurz, wie es bei den Burschen üblich war.

Ergänzungsstücke

Auf seiner linken Seite seines Mantels hatte er einen Kranz [kranz] aus Wachs und Tüll, wovon bunte Bänder herunterhingen. Die Farbe der Bänder war, die der Braut.



Familie Hermanutz Anfang des 20. Jhs

Schmuck

Auf dem Leibl [laiwl] wurde eine Taschenuhr befestigt, wie bei den Burschen.

Tracht der Brautführer [prautfiererkwant]

Die Brautführer waren meist die Kinder der Paten [kodl].

Sie hatten gewöhnliche Festtracht an, aber sie hatten auch ein Wachskränzchen an der Jacke. Derjenige, der links von der Barut stand, hatte links seinen Kranz, der andere rechts.

Tracht der Bräutigamsführer [praitigamsfiererkwant]

Sie waren die Paten. Sie hatten ebenso Wachskränze auf der linken oder rechten Seite.



**Ärmelrock und Kinderhaube – trug 1947 mein Vater Andreas, Blusegewand und Haube – geerbt von Oma Elisabeth.
Foto: Körtvélyesi László**



Familie Hermanutz im Jahre 1955

[kodlpolschr] (= ein Polster von der Patin)

„Während die Gäste beim Essen waren, eilte die Taufpatin

[kodl] der Braut nach Hause, um den ‚Godlpolster‘ auf einem Tisch im eigenen Hof zu präsentieren. Der ‚Godlpolster‘ bestand aus einem Kissen von 1,00x0,90 Meter, gefüllt mit neun Kilogramm Gänsefedern. Die Hochzeitsgäste gingen nun mit der Musikkapelle in das Haus der Patin, wo sie um den Tisch mit dem ‚Godlpolster‘ einige Reihen tanzten. Danach begab sich der Hochzeitszug, an der Spitze der Patin mit dem Kissen, erneut in das Hochzeitshaus. Die Patin legte den ‚Godlpolster‘ auf einen schön gedeckten Tisch, blieb stehen und sprach:

*„Diesen Polster schenke ich Euch.
In diesem Polster sind erhalten:
Drei goldene Buchstaben:
Der erste ist die Liebe,
der zweite bringt Euch den Frieden.
der dritte ist der Blumenstrauß.
Musikanten spielt auf!“ (Richter, 1982)*



Frauen beim Weinstockpflanzen. Rechts im Bild meine Großmutter Elisabeth Durst, die vierte von ihr meine Großmutter mütterlicherseits Anna Maria Kohler.



Frauen im Blusegewand Anfang der 1950er Jahre, die zweite von links ist meine Großmutter Anna Maria Kohler.

Literaturhinweis:

Richter, Georg: Sitten und Gebräuche in der alten Heimat bis 1945 am Beispiel Nemesnáduvvar (Nadwar). In: Das Jahrbuch der Ungarndeutschen 1982.

„Alles Gescheite ist schon gedacht worden. Man muss nur versuchen, es noch einmal zu denken.“

Johann Wolfgang von Goethe

„Tradition hat einen Sinn, wenn sie als kreativer Aneignungsprozess aufgefasst wird.“

Heinz Friedrich

„Tradition soll ein Sprungbrett sein, aber kein Ruhekitzen.“

Harold Macmillan

„Tradition pflegen heißt nicht, Asche aufbewahren, sondern Glut am Glühen halten.“

Jean Jaurès

„Folgten wir nur der Tradition, lebten wir noch immer in Höhlen, folgten wir nur dem Fortschritt, wär dies bald wieder der Fall.“

Leszek Kolakowski



Neujahrswünsche aus Hajosch

Die Kinder haben altersspezifische kurze Gedichte gesagt:

*Ein kleines Wünschlein bring ich dar,
Gott segne Euch in diesem Jahr,
Glück und Gesundheit und ein langes Leben
soll Ihnen der liebe Gott geben!*

Natürlich durfte der Humor auch nicht fehlen:

*I wentsch Ana a glickligs nuis Jahr,
s alt ischt ramm, s nui ischt da
and miar seand au da.*

*I bin en kleina Kinig
and geand miar itt so wineg
and laud mi itt lang stau,
well i will no waitrgau!*

*I wentsch em Haushearr en goldenen Fisch,
en jedram Eck en bratana Fisch,
i wentsch em Haushearr ein goldenen Wagen,
damit soll er zu Jesus fahren.*

Das Gleiche, aber ein bisschen schon ernster:

*Ein kleines Wünschlein bring ich dar,
Gott segne Euch im neuen Jahr,
das beste Jahr wohl auf der Welt,
dem lieben Gott gar wohl gefällt,
großes Glück und langes Leben
soll der liebe Gott Euch geben!*

*I wentsch, i wentsch,
ich weiß nicht, was,
greift en Sack
and gebt mr was!*

Liaba Juszti:

*I wentsch Ana a glickseligs nuis Jahr, s alt ischt ramm and
s nui ischt da. Fried and Einigkeit, na am Tod die ewig
Freid and Glickseligkeit!*

*Wünsch ich ein glückliches neues Jahr,
ein roten Tisch, mitten hinein ein Glas Wein,
dann kann Herr und Frau recht lustig sein.*

Gesammelt von Maria Schön

Von Aschermittwoch bis Ostermontag

Der Rosenmontag (11. Februar) wird als Höhepunkt der Karnevalszeit, oft mit dem so genannten Rosenmontagszug begangen. Er fällt auf Montag vor dem



Jesus nimmt das Kreuz auf seine Schulter – Römisch-katholische Kirche in Nadwar

Vorfrühling begangen. Mit dem Aschermittwoch beginnt die sechswöchige Fastenzeit zur Vorbereitung auf das Osterfest. Der Karneval wird sehr unterschiedlich gefeiert: Karnevalsumzüge, Masken, Musik und das Verkleiden spielt eine Rolle.

Aschermittwoch, 48 Tage vor dem Ostersonntag.

Als Karneval (Fasching oder fünfte Jahreszeit) bezeichnet man zahlreiche Bräuche, mit denen die Zeit vor dem

Aschermittwoch ausgelassen gefeiert wird.

Karneval wird weltweit im



Jesus wird an das schmerzvolle Kreuz geheftet - Römisch-katholische Kirche in Katschmar

Palmsonntag) werden nicht mitgerechnet. Die Bezeichnung Aschermittwoch kommt von dem Brauch, im Gottesdienst am Aschermittwoch die Asche vom Verbrennen der Palmzweige des Vorjahres zu segnen und die Gläubigen mit

Der Aschermittwoch – 13. Februar (lateinisch *Dies Cinerum*) stellt im Christentum den Beginn der 40-tägigen

Fastenzeit dar und soll an die 40 Tage erinnern, die Jesus fastend und betend in der Wüste verbrachte. Die

Fastenzeit umfasst 46 Kalendertage und dauert bis Karsamstag, die sechs

fastenfreien Sonntage (1–5. Fastensonntag und

einem Kreuz aus dieser Asche zu bezeichnen. Die Bestreuung mit Asche als Zeichen der Buße. „Als die Nachricht davon den König von Ninive erreichte, stand er von seinem Thron auf, legte seinen Königsmantel ab, hüllte sich in ein Bußgewand



Schomberg - Kalvarienberg

und setzte sich in die Asche.“ Der Aschermittwoch stellt zugleich auch das Ende der Karnevals-, Fastnachts- und Faschingszeit dar. Der auch symbolisch durch Fasten vollzogene Abschied vom Fleisch in der Fastenzeit soll helfen, sich auf das geistliche Leben und somit auf Gott zu besinnen. Die Spendung des



Jesus wird vom Kreuz genommen – Kunbai - Kalvarienberg

zurückkehrst).

Gründonnerstag, Karfreitag, Karsamstag, Ostersonntag, Ostermontag (28. März – 01. April)

Gründonnerstag (auch Hoher, Heiliger oder Weißer Donnerstag bzw. Palmdonnerstag) ist die deutschsprachige Bezeichnung für den fünften Tag der Karwoche. An dem Tag gedenken die christlichen Kirchen des letzten Abendmahles Jesu mit den zwölf Aposteln am Vorabend seiner Kreuzigung. Der Gründonnerstag ist der Tag vor dem Karfreitag (29. März). Am Abend des Gründonnerstags ist das so genannte Triduum Sacrum, also die Feier der drei österlichen Tage - Karfreitag, Karsamstag und Ostersonntag.

Mit dem Gründonnerstag beginnt das Triduum Sacrum, das dreitägige Gedächtnis des Leidens, Sterbens, der Todesruhe und der Auferstehung Jesu Christi. Es ist das ranghöchste katholische Fest. Der Karfreitag ist der Freitag vor Ostern. Er folgt auf den Gründonnerstag und geht dem Karsamstag voraus. Die Christen gedenken an diesem Tag des Kreuztodes von Jesu Christi. Der Karfreitag wird auch „Stiller“ oder „Hoher Freitag“ genannt.



Die schmerzhafteste Muttergottes Gara Friedhofskapelle

Gebet seine Auferstehung erwartet. Der Ostersonntag ist im Christentum der Festtag der Auferstehung Jesu Christi, der nach dem Neuen Testament als Sohn Gottes den Tod



Jesus wird ins Grab gelegt Waschkut – Römisch-katholische Kirche

feld, auch Winterfeld genannt, ab.

In der katholischen Kirche ist er ein strenger Fast- und Abstinenztag. An ihm gedenkt die Kirche des Todes Jesu Christi in Erwartung seiner Auferstehung. Der Karsamstag ist der Tag, an dem die Kirche der Grabesruhe Christi gedenkt und

mit Fasten und

Gebet seine Auferstehung erwartet. Der Ostersonntag ist im Christentum der Festtag der Auferstehung Jesu Christi, der nach dem Neuen Testament als Sohn Gottes den Tod

überwunden hat. Am Ostermon-

tag ist in einigen

ländlichen

Gemeinden

der alte

Brauch des

österlichen

Feldumgang

es lebendig.

Der Bauer,

unter

Begleitung

meist aller

Hausbe-

wohner,

geht das

Roggen-

und

Weizensaat-

Fotos: J. Gaugesz

Vollversammlung

Am 15. Februar 2013 fand die Jahresvollversammlung des „Deutschen Kulturvereins Batschka“ im Ungarndeutschen Bildungszentrum statt.

Gemäß der Einladung mussten drei Tagesordnungspunkte abgewickelt werden:

- Bericht des Vorstandes über die Tätigkeit im Jahre 2012
- Wahl der Leitung: Vorsitzende/r, Vizevorsitzende/r, fünf Vorstandsmitglieder
- Aufstellung des Programms und Budgets für das Jahr 2013

Der amtierende Vorsitzende Hans Glasenhardt begrüßte die zahlreich erschienenen Vereinsmitglieder und berichtete über die wichtigsten Programme des vergangenen Jahres. Der Verein hat die Anzahl der Mitglieder erweitern können und neben den traditionellen Veranstaltungen auch neue organisieren können. Die deutschen Messen sind zwar etwas schwächer besucht, aber die Theaterausfüge nach Szekszárd (Deutsche Bühne Ungarn) weckten das Interesse. Der traditionelle Kathreinenball fand wie immer im November statt.



Die Exkursion in Krakau war auch ein großer Erfolg. Gemäß der Satzung des Vereins müssen alle vier Jahre Vorstandswahlen im Verein durchgeführt werden. Hans Glasenhardt bedankte sich für die gute Zusammenarbeit bei allen Vorstandsmitgliedern und Mitgliedern und trat im Namen des ganzen Vorstandes zurück.

Der Jahresbericht wurde von den Mitgliedern einstimmig angenommen und Antal Welchner wurde gebeten, die Wahl des neuen Vorstandes abzuwickeln.

Die Wahl des neuen Vorsitzenden erfolgte sehr zügig, da außer Hans Glasenhardt niemand nominiert wurde.

Ebenso einstimmig wurde die bisherige Vizevorsitzende Eva Huber in ihrer Funktion bestätigt.

Fünf Vorstandsmitglieder mussten noch gewählt werden: Für diese Funktion wurden Josef Bakonyi, Alfred Manz, Josef Manz, Paula Paplauer, Dr. Kornel Pencz und Stefan Striegl und Hieronymus Tamás vorgeschlagen. Von der anwesenden Mitgliedschaft wurden Alfred Manz, Josef Manz, Dr. Kornel Pencz, Stefan Striegl und Hieronymus Tamás in den Vorstand gewählt.

Alle Würdenträger bedankten sich für Unterstützung und versprachen auch in der Zukunft weiterhin aktiv mitzuwirken.



Der neue Vorstand

Der Vollversammlung folgte ein gemütliches Zusammensein. Den hungrigen Gästen wurde im Speisesaal eine feine Schlachterplatte mit Salzkartoffeln und gedünstetem Kraut serviert.

Natürlich musste auch niemand an Durst leiden, denn es gab reichlich ausgezeichneten Tee und köstlichen Glühwein.



Sehr geehrte Landsleute und Freunde!

Sie können 1% Ihrer Steuer frei einer gemeinnützigen Organisation und 1% einer Kirchengemeinde zukommen lassen.

Bitte unterstützen Sie unsere Vereine!

Bácska Német Kulturális Egyesület, 6500 Baja, Duna u. 33.
Steuernummer: 19045762-1-03

oder

Bácskai Németekért Közalapítvány, 6500 Baja, Duna u. 33
Steuernummer: 18360268-1-03

oder

„Kraul Antal“ Fúvószenekar Egyesület, 6521 Vaskút,
Kossuth L. u. 91. Steuernummer: 19049704-1-03

Ständige Veranstaltungen des Vereins:

An jedem ersten und dritten Sonntag des Monats finden um 10.30 Uhr in der Innenstädtischen Kirche Heilige Messen in deutscher Sprache statt.

Der Vorstand des Vereins versammelt sich am ersten Mittwoch des Monats um 17 Uhr im Haus der Nationalitäten (Baja, Szabadság u. 23). Die Sitzungen sind öffentlich.

Hans Glasenhardt

Aus dem Programmangebot des Deutschen Kulturvereins Batschka:

Ausflug nach Kaschau/Kassa

Termin: 17-20. Mai 2013 von Freitag bis Montag
– 4 Tage /3 Nächte

Reiseroute:Baja-Tokaj-Sárospatak-Kaschau

1. Tag

Abfahrt in den Morgenstunden, größere Pausen machen wir in Kenderes und in Debrecen. In Kenderes ist das Schloss von Miklós (Nikolaus) Horthy, Debrecen ist eine sehr schöne Komitatshauptstadt.

Zielort: Tokaj, Unterkunft, Abendbrot und ein fakultativer Spaziergang

2. Tag

Nach dem Frühstück Abfahrt nach Kaschau, die Großstadt in der Ost-Slowakei ist im Jahr 2013 die kulturelle Hauptstadt (zusammen mit Marseilles) von Europa. Besichtigung des Doms der Rákóczi-Grufte, des Wohnhauses des Fürsten Rákóczi aus Rodosto (Türkei), gemeinsames Mittagessen und Besichtigung der Burg Borsi, Abendbrot und Unterkunft in Tokaj

3. Tag

Nach dem Frühstück Abfahrt nach Sárospatak, Stadtbesichtigung: Burg, Rathaus, Bibliothek-Gymnasium, Heilige Elisabeth Kirche. Nach dem Essen Winterfahrt nach Sátoraljaújhely. Abendbrot und Unterkunft in Tokaj

4. Tag

Nach dem Frühstück Besichtigung der Stadt Tokaj, Weinprobe und gemeinsames Mittagessen.

Teilnahmegebühr: 58.000,-Ft+10Euro-/Person

Leistungen:

Drei Übernachtungen in Zweibettzimmern, Frühstück und Abendbrot in Tokaj, ein Mittagessen in Kaschau, ein Mittagessen in Sárospatak, ein Mittagessen mit Weinprobe in Tokaj + Reisekosten, Eintritte und Fremdenführung.

Anmeldung bei:

Eva Huber (30-4889189) und Hans Glasenhardt (20-3887653) bis zum 24. Februar mit der Anzahlung von 20.000 Forint/Person.



Programmorschau des Verbandes der Deutschen Selbstverwaltungen des Komitats Bács-Kiskun:

Rezitationswettbewerb auf Komitatsebene

Ungarndeutsches Bildungszentrum, Baja, 4. April 2013, 14:30 Uhr

Jährlich findet der traditionelle Rezitationswettbewerb auf Komitatsebene in der Batschka statt. Seit einigen Jahren bietet das Ungarndeutsche Bildungszentrum ein Zuhause für die Veranstaltung. Der Wettbewerb ist zugleich auch die Vorentscheidsrunde zum Landesrezitationswettbewerb am 17. Mai in Budapest.

Puppenspieltheater Backe, backe, Kuchen ...

24-25. April 2013

Fünf Vorführungen in Baja, Gara, Nadwar und Hajosch.

Ungarndeutsches Jugendlager für Schüler der Oberstufe des Komitats in Litowr

17. Juni – 23. Juni 2013

Deutsche Messe in Baja

11. August 2013

Batschkaer Ungarndeutscher Kulturabend mit Verleihung der Auszeichnung „Für das Ungarndeutschtum im Komitat Bács-Kiskun“

9. November 2013

Vorschläge mit Begründung können bis zum 31. August an den Verband der Deutschen Selbstverwaltungen des Komitats eingereicht werden (Postanschrift: 6500 Baja, Szabadság Str. 23.).

Ansichtskarten

Alte Ansichtskarten aus donauschwäbischen Siedlungen

Gesammelt von Diplomingenieur Wilhelm Busch

Ansichtskarte aus Werschetz

Adresseite:

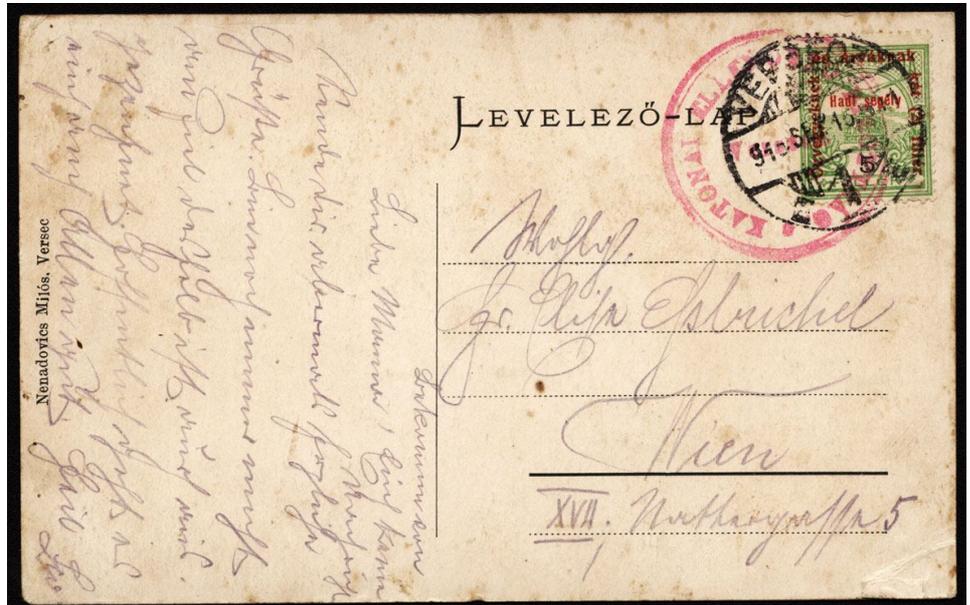
Poststempel mit Datum 15. Sept.
1891
Adressiert an:
Wohlg. (eborene)
Frau Elisa Ehsbüchel
Wien
XVII. Nattergasse 5

Liebe Mama!

Bekamen von Euch keine Nachricht.
Sende dir abermals herzliche Grüße.
Bin noch immer nicht am Ziel,
deshalb ist's auch ausgezeichnet.
Hoffentlich geht es euch auch Allen
gut.
Heil Ziv.

Ansichtsseite:

Die Stadt Werschetz wird in einer Luftaufnahme-Totalansicht gezeigt – im Vordergrund die Stadt und im Hintergrund der „Hügel von Werschetz“, der 680 m hohe Kudritzter Kopf mit der Ruine der ehemaligen Festung und dem Turm aus dem 15. Jh. sowie den vielen Weingärten.



Die Stadt:

Werschetz liegt am Ende der pannonischen Platte in der Vojvodina / Serbien - ca. 80 km von Belgrad und 14 km von der rumänischen Grenze entfernt. Die Stadt ist berühmt für seinen guten Wein, vor allem den Riesling. In Werschetz findet man einen der drei größten Weinkeller Europas. Der benachbarte Ort „Dorf der Winzer“ Gudurica weist ebenfalls interessante historische Weinkeller auf.

Das Stadtbild wird heute noch geprägt durch die Architektur aus dem 18. und 19. Jahrhundert, wobei das Rathaus aus dem 18. Jh. hervorsticht. Sehenswert ist auch die Domkirche des Hl. Nikolaus, der Episkopenpalast, die neogotische

katholische Kirche, das Kloster Mesic aus dem 16. Jh. – und natürlich das Volksmuseum von Milleker mit seiner reichen archäologischen Sammlung.

Heutzutage ist die „Stadt unter dem Turm“ der Drehpunkt der Banat-Region innerhalb der Vojvodina in wirtschaftlichen Aktivitäten.

Einen Namen hat sich die Stadt aber auch gemacht durch die berühmten Persönlichkeiten, die die Stadt hervorgebracht hat. Genannt seien hier stellvertretend Felix Milleker als Archäologe, Stefan Rohr als donauschwäbischer Musikforscher und Robert Hammerstiel als Künstler. Letzterer wurde im November 1944 im Alter von 11 Jahren zusammen mit seiner Mutter von den Partisanen aus deren Haus gejagt und verbrachte drei Jahre im jugoslawischen Internierungslager. Vor kurzem aber entdeckte die serbische Stadtverwaltung Hammerstiel als einen berühmten Künstler, den sie nun als „ihren“ Sohn sogar mit einem eigenen Museum geehrt hat.

Werschetz / Vršac beherbergt eine bekannte Akademie für Flugzeugpiloten und der Flughafen wurde 2002 für regionale Flüge

wiedereröffnet. Die Stadt besitzt eine der modernsten Arenen im ganzen Land, das Sport- und Wirtschaftszentrum „Millennium“, das 3.600 Zuschauer Platz bietet.

Geschichtlich gesehen siedelten sich zwischen 1692 und 1786 bereits um die 150.000 Menschen in der Region um das damalige Temeswar an, davon 115.000 staatlich und 35.000 privat geworbene. Die organisierte Besiedlung des Banates begann nach 1718, als Österreich im Frieden von Passarowitz vom Osmanischen Reich unter anderem das Banat übernahm. Um die neuerworbene, nach langjährigen Kriegen nur dünn besiedelte Provinz nutzbar zu machen und wirtschaftlich zu entwickeln, wurden bereits unter Kaiser Karl VI. die ersten Siedler angeworben. Das waren neben Deutschen auch Serben.

Die Entwicklung des Banats, der Banater Schwaben wurde nach dem Österreichisch-Ungarischen Ausgleich durch die Integration des Temescher Banats in das Königreich Ungarn 1867 und die danach einsetzende aggressive Magyarisierungspolitik der ungarischen Regierung überschattet. Diese war von massiven Bestrebungen zur sprachlichen und kulturellen Assimilation aller nationalen Minderheiten geprägt.

Die Banater Bauern setzten sich zur Wehr und gründeten im Dezember 1906 in **Werschetz** / Vršac die zunächst illegale **Ungarländische Deutsche Volkspartei**, mit der sie sich für den Erhalt ihrer nationalen Identität einsetzten und Unterricht in der Muttersprache forderten.

Während des Zweiten Weltkrieges blieb das serbische Banat mit seinen starken deutschen (ca. 131.000 Volksdeutsche) und ungarischen Bevölkerungsteilen direkt unter deutscher Verwaltung.

Im Sommer 1944 wurde nach dem Umsturz in Rumänien am 23. August die kommende militärische Niederlage sichtbar. Die Evakuierungspläne der deutschen Behörden stießen zunächst auf den Widerstand der Volksgruppenführung und der SS-Führung in Belgrad. Als die Rote Armee Anfang Oktober 1944 schnell nach Westen vorstieß, gelang die Evakuierung nur noch zum Teil. Große Teile der Donauschwaben wollten Haus und Hof nicht verlassen. Aus der Batschka wurde noch etwa die Hälfte der deutschen Bevölkerung evakuiert, aus dem Banat nur etwa 10 Prozent.

Gegen Ende des Krieges kam es auch in Werschetz zu Pogromen gegen die ca. 15.000 deutschen Bewohner. Hunderte wurden erschlagen und auf dem Schinderplatz verscharrt.

Heimat

Heimat ist das Stück der Erde,
wo du in die Welt gekommen.
Heimat bleibt das Stückchen Erde,
hat man dir es auch genommen.
Heimat ist dir, wie dein Name,
eigen für die Lebenszeit.
Heimat, weil du dort begonnen,
schönste Stätte, nah und weit.
Heimat ist und bleibt uns jener Ort,
von dem wir nicht gerne ziehen fort.

Heimat ist vertraute Erde,
wie das Elternhaus einst war.
Heimat ist und bleibt uns teuer,
überall und immerdar.
Heimat ist was uns in Träumen,
öfters aus der Ruhe bringt.
Heimat, wovon man in trauten,
wehmutsvollen Weisen singt.
Heimat ist wie jener Seelendrang,
nach dem letzten, stillen Erdengang.

Heimat, der wir noch gedenken,
in der Ferne und in Not.
Heimat, wo wir gegessen
unser ersten Stückchen Brot.
Heimat, die uns stets idyllisch,
in den Herzen bleibt bewahrt.
Heimat, von der wir erben,
unsere stark und strenge Art.
Heimat, um die wir so hart gerungen,
du wirst lange noch von uns besungen.

**Georg Busch
Windsor / Ont.**

Holzhacken ist deswegen so beliebt, weil man bei dieser Tätigkeit den Erfolg sofort sieht.
Albert Einstein

Zeit ist das, was man an der Uhr abliest.
Albert Einstein

Es gibt zwei Arten von Freunden: Die einen sind käuflich, die anderen sind unbezahlbar.
Anonymus

Denken ist schwer, darum urteilen die meisten.
Carl Gustav Jung



Eine Revue prominenter Donauschwaben von Dipl. Ing. Wilhelm Busch



Felix MILLEKER ist ein nicht nur für die Donauschwaben und im besonderen für das Banat eine bedeutende Persönlichkeit, sondern er war weit über seine Heimat hinaus anerkannt als ein bedeutender Archäologe und Heimatforscher, dessen Verdienste und Forschungen internationale Anerkennung erhielten.

Milleker wurde am 14.01.1858 in

Werschetz / Banat geboren und starb auch dort am 25.04.1942. Seine Vorfahren stammen vermutlich aus dem Kärntner Mölltal, einer kam als Bergmann 1723 über Schwaz (Tirol) zunächst nach Maidanpek in Nordost-Serbiens (damals Österreich-Ungarn) und von dort über den Bergwerksort Orawitz 1763 ins kaiserliche Banat, das z. Z. der Geburt Millekers zum kurzlebigen österreichischen Kronland „Serb. Wojwodschaf u. Temescher Banat“ gehörte.

Als Milleker 1877 an der Szegediner Lehrerbildungsanstalt (die deutsche zu Werschetz war geschlossen worden) die Befähigung zum Lehramt an ungarischen und deutschen Volksschulen erwarb, war das Banat bereits infolge des 1866 erfolgten Österreich-Ungarischen Ausgleichs nicht mehr deutschsprachig, der deutsche Unterricht an höheren Schulen war schon völlig eingestellt. 1878-83 war Milleker Volksschullehrer im Banater Städtchen Weißkirchen, wo er das Städtische Museum aufbaute. 1883 wurde er in seine Vaterstadt Werschetz berufen und anschließend in mehreren Sommerkursen an der Universität Budapest zum Archäologen ausgebildet. 1894 wurde er Kustos am neubegründeten Städtischen Museum zu Werschetz, wo er bis 1942 tätig war. Es umfasste 1940 allein 121 089 archäologische Objekte, wovon Milleker die allermeisten im Laufe der Jahrzehnte selbst zutage gefördert hatte.

1886 erschien Millekers umfangreiche zweibändige „Geschichte der Kgl. Freistadt Werschetz“, auch nach heutigen Maßstäben ein Standardwerk. Symptomatisch für sein Bemühen um Objektivität und Ausgleich zwischen den Volksgruppen ist die gleichzeitige Ausgabe dieses Werkes in ungarischer und serbischer Sprache. In den folgenden Jahrzehnten verfasste Milleker noch 73 weitere Stadt- und Ortsgeschichten sowie lokalgeschichtliche Studien. Aus seinen über 300 Veröffentlichungen ragen seine „Historische Landeskunde Südungarns“ (1915, ungar.) und seine

„Vorgeschichte des Banats“ (in: „Starinar“ 12-15, 1937-40) heraus. 1921-41 gab er aus Eigenmitteln 73 Hefte der Schriftenreihe „Banater Bücherei“ heraus, die als Materialsammlung vor allem für die Kulturgeschichte der Donauschwaben von Bedeutung sind. Als Archäologe erreichte Milleker hohen wissenschaftlichen Rang; 1908 war



Das Museum in Werschetz

er Mitbegründer der „Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte“ in Berlin. 1893-1935 führte er systematische Grabungen in seiner Heimat durch. Von besonderer Bedeutung ist sein Fundkatalog für das Banat, der 1897-1909 in ungarischer Sprache erschien.



Milleker mit Sava-Orden

Felix Milleker erhielt mehrere Auszeichnungen, darunter 1923 den Orden der Heiligen Sava, 1928 die Ehrenurkunde des deutschen Auslandsinstitutes in Stuttgart, 1942 den Prinz Eugen-Preis der Johann Wolfgang von Goethe Stiftung in Wien. Er war Mitglied in verschiedenen Organisationen, so auch im Schwäbisch-Deutschen Kulturbund 1940.

„An der schönen blauen Donau“ – War es in Wien oder in Baja???

Der berühmteste Walzer von **Johann Strauß** trägt den Namen „An der schönen blauen Donau“. Woher stammt denn der Titel des Stückes? Woran dachte denn Strauß, als er seine weltberühmte Melodie komponierte?



Baja, den Geburtsort Becks.

http://de.wikipedia.org/wiki/An_der_sch%C3%B6nen_blauen_Donau

Karl Isidor Beck (* 1. Mai 1817 in Baja, Komitat Bács-Bodrog; † 9. April 1879 in Währing bei Wien) war ein österreichischer Dichter, Journalist und Schriftsteller.

Karl Isidor Beck, Sohn jüdischer Eltern, besuchte zuerst die Schulen seines Heimatortes, bevor er seine Ausbildung in Budapest abschloss, wohin die Familie 1829 übersiedelt war. 1833/34 begann er an der Universität Wien das Studium der Medizin, kehrte aber bald nach Budapest zurück, um im Geschäft seines Vaters zu arbeiten.

1835 ging er an die Universität Leipzig und studierte dort Philosophie bis zur Promotion zum Dr. phil. Durch Gustav Kühne, damaligen Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“, kam er in Kontakt mit der Literaturbewegung des Jungen Deutschlands, indem er sein schwungvolles Gelegenheitsgedicht *Die Eisenbahn* populär machte. In der Folge war er besonders mit Georg Herwegh, Ottilie von Goethe und Nikolaus Lenau freundschaftlich verbunden. Beck begann selbst gesellschaftskritische und politische Gedichte zu schreiben. Außerdem trat er der Alten Leipziger Burschenschaft bei.^[1] 1838 veröffentlichte er die Gedichtsammlung *Nächte, gepanzerte Lieder*, die großen Anklang fand.

Daraufhin erschienen etwa *Stille Lieder* (1839) und das 1840 in Pest zur Aufführung gekommene Trauerspiel *Saul* (1841) sowie 1842 *Jankó, der ungarische Roßhirt*, ein Roman in Versen, in dem er sich in patriotischer Begeisterung Landschaftsbeschreibungen Ungarns widmete. 1843 konvertierte er zum Protestantismus und begann seine Mitarbeit an der Budapester Zeitung „Der Ungar“. Abwechselnd in Berlin und Wien lebend, knüpfte er hier auch Kontakte zu Anastasius Grün, Friedrich Halm, Friedrich Hebbel, Franz von Dingelstedt u.a.

Bei der Herausgabe seiner *Gesammelten Gedichte* 1844 kam Beck mit der preußischen Zensur in Konflikt; nach einer Beschlagnahme wurde das Buch durch das

Strauß griff bei der originalen Benennung des Stückes auf zwei Gedichte des ungarischen Dichters **Karl Isidor Beck** zurück, die jeweils die Textpassage *An der schönen blauen Donau* enthalten, wobei diese sich aber nicht auf Wien bezog, sondern auf



Oberzensurgericht mit Ausschluss zweier Gedichte aber wieder freigegeben. Seine 1846 erschienenen *Lieder vom armen Mann* enthielten zwar, auch von Ludwig Börne beeinflusste sozialkritische Tendenzen, wurden aber von Friedrich Engels kritisch beurteilt.

Nach dem Ausbruch der ungarischen Revolution 1848 zog Beck von Berlin nach Wien. Ab 1854 war er als Feuilletonredakteur für den „Pester Lloyd“ tätig. In Wien heiratete er 1850, seine Frau verstarb aber schon nach wenigen Monaten. Als Dichter war seit der Revolution sein Ruhm stark verblasst. Trotzdem erhielt er ab 1868 noch Zuwendungen von der Deutschen Schillerstiftung. Nach weiteren Aufenthalten in Berlin und Weimar, wo er eine Auszeichnung des Großherzogs Carl Alexander erhielt und mit seinem Landsmann Franz Liszt verkehrte, lebte er in seinen letzten Lebensjahren wieder in Wien. 1876 heiratete er ein zweites Mal: die Romanschriftstellerin Friederike Meister. Die Arbeit an seinem Lieblingswerk *Meister Gottfried* konnte Beck nicht mehr vollenden. Nach einem Schlaganfall litt er an einer chronischen Gehirnentzündung, die einen Aufenthalt in einer Heilanstalt in Währing erforderte, wo er dann starb.

Sein literarischer Nachlass befand sich zur Veröffentlichung bei Adolph Kohut, der 1898 einen Teil davon als *Ungedrucktes von Karl Beck* in den „Internationalen Literaturberichten“ erscheinen ließ.

Sein Grab befindet sich auf dem Evangelischen Friedhof Matzleinsdorf (Gruppe 10, Nr. 75) in Wien. Im Jahr 2001 wurde in Wien Donaustadt (22. Bezirk) die *Karl-Beck-Gasse* nach ihm benannt.

Seine auch heute noch fortwährende Bekanntheit verdankt der Dichter dem aus dem Band *Stille Lieder* stammenden Gedicht

An der Donau

<i>Und ich sah Dich reich an Schmerzen Und ich sah Dich jung und hold Wo die Treue wächst im Herzen Wie im Schacht das edle Gold, An der Donau, An der schönen, blauen Donau.</i>	<i>In den Sternen stand's geschrieben Daß ich finden Dich gemußt Um auf ewig Dich zu lieben, Und ich las es mit zur Lust, An der Donau, An der schönen, blauen Donau.</i>
---	---

Wahrscheinlich, auch wenn es heute nicht mehr nachweisbar ist, hat Johann Strauß diese Worte gekannt, die ihn zum Titel für einen seiner berühmtesten Walzer, *An der schönen blauen Donau*, angeregt haben. Der Dichter hat jedenfalls die südungarische Donau bei seinem Heimatort gemeint und nicht die Donau in Wien.

http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Isidor_Beck

Ludwig Fischer *Damals im Berghof* Teil 2



Der Notär scheute die Menschen. Am liebsten saß er an seinem Schreibtisch. Ustinow war ein heiterer, junger Mann. Blondes Haar, fröhlich blaue Augen, kleiner Spitzbart. Er kam gern an den Häusern vorbei. Schon von weitem lächelte er den Leuten zu, reichte seine feine, weiße Hand.

„Wie geht’s, Großvater? Alles in

Ordnung?“

„Setzen Sie sich, Herr Ustinow, zu uns auf die Bank.“

„Sagen Sie nur Andrej zu mir. Zu Hause in Russland sagte man auch Andrej zu mir, bevor die Bolschewiken unser Land, unser großes Land, unser schönes Land verwüsteten.“ Gegen Abend saß er oft mit den alten Schwaben auf den Bänken vor den Häusern.

„Andrej!“, meinte ein alter Bauer, während er mit seiner Pfeife vor sich hin paffte. „Klingt schön.“

„Und wie heißen Sie, Großvater?“

„Nur so ein Bauersname, Seppi. Altmayer Seppi. Hier hat man nur so einfache Namen.“

„Wie ich hörte, stammen eure Ahnen aus Deutschland.“

„Ja, ja. Man sagt so.“

„Meine Großeltern und Eltern gehörten zum russischen Adel. Unsere Ländereien waren an der Wolga.“

„Weit, was? Das muss doch verdammt weit sein.“

„Sehr weit.“

„Und Sie kommen gerade in unser Dorf.“

„Wir hatten noch Glück.“

„Das meinen Sie, Herr Andrej? Glück?“

„Sauglück, Onkel Sepp! In letzter Minute gelang uns die Flucht vor den Kommunisten. Unsere slawischen Brüder, die Serben, haben uns aufgenommen. Tausende flüchteten nach Jugoslawien.“

Immer mehr reifen Andrej auf ihren Bauernhof.

„Verkosten wir mal unseren frischgebrannten Schnaps!“

„Wie unser Wodka, Herr Hofmann. Ausgezeichnet. Birnen oder Pflaumen?“

„Birnen.“

Die Tochter des Bauern, die Resi, war besonders froh, wenn Andrej mit ihrem Vater und Großvater in der Küche am Tisch saß. Resis große Augen leuchteten dann vor Freude, besonders, wenn Andrej ihr zulächelte. Sie begleitete ihn oft bis zur Gasse, wenn er ging.

„Danke Resi. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ sagte sie leise.

„Schön bist du, Resi! wirst immer schöner.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Und ob! Und ob, liebes Mädel!“

Das Leben nahm wieder seinen Lauf. Ab und zu kamen zwei Gendarmen durch Berghof. Sonntags gingen die Leute zur Messe. Nach der heiligen Messe wurde reichlich gespeist. Hühnerfleisch, Gänsefleisch, auch Kuchen mit Rotwein. Dabei ließen sich die Leute Zeit.

Die Intelligenz speiste während der Woche in der Gastwirtschaft. Das Wirtshaus war nach jener

Schreckensnacht wieder in Ordnung gebracht worden. Der Herr Notär, Herr Peschitsch mit Frau, Andrej, Fräulein Mira von der Post und der neue Lehrer, Herr Mamuschitsch, der auch Deutsch unterrichtete, waren Stammgäste und nahmen ihr Mittagessen in einem kleinen Raum zu sich. Wenn zur Mittagszeit Bauern in die Schenke kamen, um ein Glas Bier zu trinken, meinten sie oft: „Unsere Herren sind auch schon an ihrem Stammtisch.“ Bald hörte man den hellen Klang der Glocke von der Kirche her. In der Gastwirtschaft war es auch im Sommer angenehm kühl. Feine Düfte, man hörte das klirren der Teller, über der Theke hatte man das Bild des Königs. Der König in Uniform. Dicker Schnurrbart. König Alexander schaute mit trauriger Miene auf seine zechenden Bürger herab. Ab und zu kamen Gendarmen vorbei. Sie waren gern in Berghof. Sie erkundigten sich im Gemeindehaus, schauten sich im Dorf um. Da gab’s keine Schlägerei, die Leute arbeiteten schon früh am Morgen auf den Feldern, die Alten machten sich in den Weingärten nützlich, das Vieh gedieh ausgezeichnet, die Ställe waren wieder voller Kühe, Pferde, Schweine, Geflügel.

Dem Blütenduft des Frühlings folgte die Sommerzeit mit dürerer Hitze, mit Hackarbeit auf den Kartoffel- und Maisfeldern, Ährenschnitt auf den endlosen Getreidefeldern, mit stickiger, drückender Hitze in der Dreschzeit. Die Milde des Herbstes deutete schon auf den Winter. Ein Jahr folgte dem anderen. In der Schule wurde wieder Deutsch unterrichtet. Herr Mamuschitsch war gern mit den schwäbischen Kindern zusammen. Sechs Schulklassen waren da in einem größeren Raum. Der neue Lehrer stammte aus dem Banat. Deutsch unterrichtete er gern. Er ließ sich Lehrbücher und Nachschlagewerke aus Österreich und Deutschland zuschicken.

„Ist das nicht wunderbar, Kinder?“, sagte er oft. „Weit weg von Österreich und Deutschland lernen wir in diesem kleinen Dorf die Sprache der Ahnen!“ Er holte seine Harmonika, und schon erklang ein deutsches Volkslied.

„Schön, Kinder! So, ja so!“

Die serbische Sprache und die Geschichte der Serben unterrichtete er Serbisch...

Nach dem Schnitt und den Drescharbeiten fuhr man Weizen und Gerste in die Kreisstadt. Ein fröhlicher, feierlicher Tag!



Die Pferdewagen wurden schon am Abend beladen.

Die Nachbarschaft half mit, auch die Verwandtschaft griff zu. Schwere Säcke, Sack um Sack; früh am Morgen setzte sich dann die Kolonne in Bewegung. Die schwere Last

brachte die Wagen zum Knarren. Ab und zu hörte man den Bauern, wie er seine Pferde aufmunterte. Die schweren Zugpferde stampften aber ruhig in tiefen, sandigen Staub der Kreisstadt zu. Es war der Tag des Getreidemarktes... Im Oktober fuhren die Berghofer ihren Rotwein, ihren Heurigen in die Stadt. Aber die Zeit, die unerbittliche Zeit, raffte alles dahin. Die Tage, die Monate, die Jahreszeiten, die Jahre. Der



Friedhof musste immer mehr vergrößert werden. Man war froh, dass Herr Ribar, der ehemalige Kantorlehrer, auch als Rentner in Berghof bleiben wollte. Seine Tage widmete er nur noch kirchlichen Verpflichtungen.

„Gott sei Lob und Dank, dass unser Ribar-Lehrer katholisch ist!“ sagte ein Alter, als sie auf der Bank in der Gasse hockten und plauderten.

„Warum denn nicht?“

„Die Serbisch sprechen, sind doch alle Prawoslawen!“

„Das stimmt. Aber unser Ribar-Lehrer ist Kroat!“

„Er ist weder Serbe, noch Kroat! Nach dem frühen Tod seiner Frau hat er doch die Roth Stefi geheiratet.“

Es war ein inniges Fest, als man die neue Orgel aus Zagreb brachte. Pfingstsonntag. Ein wunderschöner Frühlingstag! Die Bäume in Blütenpracht, frisches Grün auf den Wiesen und Weiden. Die Häuser im frischen Weiß mit schwarzen Sockeln. Die Hochmesse las der Bischof aus Zagreb. Ein beliebter, alter Mann. Er segnete die Orgel, dann wandte er sich an Herrn Ribar.

„Ich danke Ihnen, Herr Ribar, im Namen der Gemeinde. Sie werden in den Herzen und Gebeten dieser frommen, fleißigen Menschen leben. Man wird sich immer an Sie erinnern, wenn vom Chor die Töne der neuen Orgel erklingen werden. Der liebe Gott meinte es so wunderbar, als Sie vor vielen Jahren in diese deutsche Gemeinde versetzt wurden.“

Herr Ribar ging tief gerührt zur Orgel hoch. Bald erklang das alte, deutsche Kirchenlied:

„Großer Gott wir loben Dich,
Herr, wir preisen Deine Stärke,
Vor Dir neigt die Erde sich
Und bewundert Deine Werke.
Wie Du warst vor aller Zeit,
So bleibst Du in Ewigkeit...“

In der Früh begann wieder eine neue Woche. Der Alltag mit all seinen Sorgen. Ein Feiertag – und schon drängen sechs

Tage mit harter Arbeit. Hans Speck, der Dorfrichter, kam um die Mittagszeit müde aus dem Gemeindehaus. Er ging aber nicht nach Hause. Er wollte zuerst mit dem alten Lehrer Ribar sprechen.

„Was gibt’s, Hans?“ öffnete Ribar die Tür. „Reinspaziert!“

„Ich weiß nicht...“

„Beruhige dich und raus mit der Sprache!“

„Zwei Kutschen fuhren vor das Gemeindehaus.“

„Was soll denn dein wirres Hin- und Hergerede?“

„Also zwei Kutschen mit sechs Fremden und zwei Gendarmen. Die Kutscher fuhren ihre leeren Kutschen unter die alten Linden, die Herren kamen in das Gemeindehaus. Dunkle Anzüge, dunkle Hüte, Schnurrbart, strenge Blicke.“

„Na und? Spann mich doch nicht auf die Folter! Mensch, Hans! Was wollten sie? Sind sie noch im Gemeindehaus?“

„Es war eine Kommission! Sie sind schon auf und davon. Der Herr Notär, Herr Peschitsch, ist außer sich.“

„Speck! Nur schön ruhig! Keine Übertreibung! Immer mit der Ruhe!“

„Die wollen eine neue Gasse bauen.“

„Neue Gasse? Soll das ein Scherz sein? Ein Scherz, Herr Richter?“



„Eine ganz lange Gasse für die Serben. Auch eine Kirche und Schule dazu. Sie sagten, da wäre Platz. Und Felder und Wiesen.“

„Das sagten die Herren?“

„Ja.“

„Von der schweren und fleißigen Arbeit, die man dazu braucht, haben sie nicht geredet? Die Herren in ihren dunklen Anzügen?“

„Sie wollen Serben aus Serbien und Bosnien und freiwillige Übersiedler aus Rumpfungarn in Berghof ansässig machen.“

„Das ist schon traurig, Hans. Mein Gott! Sehr traurig! Komm, setz dich zu mir! Sehr traurig! Stefi! Hörst mich?“

„Ich höre schon.“

„Komm, hör dir mal an, was Hans erzählt.“

Dass wir miteinander reden können, macht uns zu Menschen.

Karl Jaspers

Der Mensch hat dreierlei Wege klug zu handeln: erstens durch Nachdenken, das ist das edelste; zweitens durch Nachahmen, das ist das leichteste; drittens durch Erfahrung, das ist das bitterste.

Konfuzius

Die ganze Kunst des Redens besteht darin, zu wissen, was man nicht sagen darf.

George Canning

Auszüge aus den Forschungen von Studentinnen an der Eötvös-József-Hochschule Baja

Kindergartenpädagoginnen mit der Fachrichtung ‚Deutsche Nationalitätenkindergärtnerin‘ (im III. Studienjahr) haben sich im Fach *Zweisprachigkeit, Sprache der Ungarndeutschen* mit den Schwerpunkten der Soziolinguistik bezüglich der deutschen Nationalität beschäftigt. Sie führten Interviews in ihrer eigenen Familie, aber auch mit Gewährspersonen aus der älteren und jüngeren Generation bzw. stellten Fragebögen zusammen und machten Fragebogenerhebungen in ihrem Heimatdorf. So konnten sie über Sprachverlust, über sprachliche und kulturelle Assimilation sowie über Identitätsmerkmale unserer Volksgruppe wichtige Erfahrungen sammeln.

I. INTERVIEW: ZWEISPRACHIGKEIT

Zur Gewährsperson:

Geburtsdaten: 1978, Mohács

Geschlecht: weiblich

Kinder: 3 Söhne (im Alter zwischen 1 und 6 Jahren)

Welcher Abstammung bist Du? Und Deine Familie?

Ich bekenne mich als Ungarndeutsche. Meine Eltern, meine Großeltern, all meine Vorfahren waren Ungarndeutsche: ich habe mich mit Familienforschung beschäftigt und bis zu 4 Generationen zurück habe ich keine andere Nationalität gefunden, alle sind deutscher Herkunft. Meine Mutter stammt aus Udvar, mein Vater aus Mecsek nádásd. Meine Udvarer Großmutter könnte gar nicht ableugnen, dass sie eine Schwäbin ist, weil sie heute noch die Tracht trägt.

Was ist Deine Muttersprache?

Es hängt davon ab, was wir unter Muttersprache verstehen. Meine zuerst erworbene Sprache war der ungarndeutsche Dialekt in Udvar. Jetzt spreche ich meistens Ungarisch und ich träume auch so. Ich habe also zwei Muttersprachen: Deutsch und Ungarisch.

Wie würdest Du Deine Identität bestimmen?

Ich bin eine Ungarndeutsche, das heißt, ich bin eine Deutsche, deren Familien im 18. Jahrhundert nach Ungarn gezogen sind und seitdem Ungarn unsere Heimat ist. Bei der letzten Volkszählung habe ich die deutsche Nationalität angekreuzt.

Wo hast Du Deine ersten drei Lebensjahre verbracht?

Ich war bis zu meinem 4. Lebensjahr zu Hause mit meiner Mutter, Großmutter und Urgroßmutter. Dann musste meine Mutter arbeiten gehen und meine Schwester und ich gingen in den Kindergarten nach Majs.

Mit welchen Sprachen bist Du bis zu Deinem 3. Lebensjahr in Kontakt gekommen?

Man erzählt, dass ich und meine Schwester erst im Kindergarten Ungarisch gelernt haben, bis dahin sprachen wir nur den deutschen Dialekt von Udvar. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Aus Erzählungen weiß ich zum Beispiel, dass das Personal im Krankenhaus mit der Verständigung Probleme hatte, als meine Schwester mit zwei Jahren auf der Kinderstation übernachten musste. Natürlich kam ich auch mit dem Ungarischen in Kontakt, denn es wohnten nicht nur Deutsche in Udvar.

Sprichst Du noch den Dialekt?

Nein, seit dem Kindergarten spreche ich den Dialekt nicht mehr, aber ich verstehe ihn. Die Großeltern sprachen den Ortsdialekt untereinander, mit meinen Eltern und mit uns Enkeln. Die Antwort kam seitens meiner Eltern früher im Dialekt, später immer häufiger Ungarisch und seitens der Enkelkinder immer Ungarisch. Ich kann mir nicht erklären, warum wir nicht mehr den Dialekt benutzten.

Hast Du Hochdeutsch gelernt?

Ja, schon ab dem Kindergarten. In der Grundschule war Deutsch nur die Zweitsprache (neben dem Russischen), aber schon in der ersten Klasse lernte ich Deutsch als Nationalitätensprache. Ich erinnere mich, dass Deutsch damals eine „Stiefsprache“ war: Die Stunden waren manchmal in der nullten Stunde (ab 7 Uhr) oder am Nachmittag. Mein Deutschlehrer wollte, dass ich in Pécs, im „Leőwey-Gymnasium“ weiterlerne, aber ich wählte lieber das Zisterziensergymnasium „Nagy Lajos“. Dort hatte ich Deutsch als erste Fremdsprache, d.h. in fünf Stunden pro Woche gelernt. Ich hatte eine ausgezeichnete Deutschlehrerin, so konnte ich bereits in der zweiten Klasse die mittlere Stufe der staatlichen Sprachprüfung in Deutsch absolvieren. Und in der vierten Klasse die obere Stufe. Es war einigermaßen natürlich, dass ich an der Universität Pécs Germanistik studieren möchte (mein anderes Fach war Geschichte). So wurde ich sogar Deutschlehrerin!

Welche Sprachen benutzt Du in Deiner Familie?

Mein Mann hat zwar Deutsch gelernt, kann aber nicht sprechen, deshalb benutzen wir das Ungarische. Er war aber sehr begeistert, als ich mit unseren Neugeborenen Deutsch (Hochdeutsch) gesprochen habe. Als Germanist wollte ich selbst ausprobieren, wie der Spracherwerb bei Kindern funktioniert. Ich habe ausschließlich Deutsch, ihr Vater nur Ungarisch zu ihnen gesprochen (von Geburt an). Bei unserem Erstgeborenen hat es sehr gut funktioniert: Er hat schnell angefangen zu sprechen und gleichzeitig zwei Sprachen. Er hat mir fast fünf Jahre lang Deutsch geantwortet. Dann war aber der ungarische Wortschatz so viel größer, dass er sich nicht mehr Deutsch ausdrücken konnte: Er fing einen Satz Deutsch an und beendete ihn Ungarisch. Das gefiel mir nicht, deshalb wechselte ich von einem Tag auf den anderen auf Ungarisch und seitdem sprechen wir nicht mehr Deutsch. Jetzt ist er 6 Jahre alt und lernt in der Schule Deutsch. Unser zweiter Sohn hat mich zwar verstanden, aber nie Deutsch eine Antwort gegeben. Wahrscheinlich deshalb, weil sein Bruder zu ihm auch Ungarisch sprach. Jetzt spreche ich nur noch zu unserem dritten Sohn (16 Monate alt) deutsch.

Wie schätzt Du die Rolle der Zweisprachigkeit und die Zukunft der Ungarndeutschen im 21. Jahrhundert ein?

Ich denke, es ist sehr wichtig, mehrere Sprachen sprechen zu können. Ich habe gesehen, wie einfach es ist, als Kleinkind auf einmal mehrere Sprachen zu erlernen. Die Zukunft der deutschen Nationalität in Ungarn sehe ich auch darin, ob es gelingt, die deutsche Sprache zu erhalten. Der Dialekt befindet sich leider im Aussterben, die Sitten unserer Vorfahren verschwinden mit der Globalisierung. Wenigstens die deutsche Sprache müssten wir als Merkmal unserer Identität erhalten.

Monika Fischer - Gocza

II. SPRACHLICHE UND KULTURELLE ASSIMILATION IN FELSŐSZENTIVÁN

Die Minderheiten sind in einer ganz schwierigen Lage in der ganzen Welt. Ich denke, wo mehrere Personen von einer Minderheit leben, ist es ein bisschen leichter, aber wo nur einige Personen als Minorität zu einer Gemeinschaft gehören, dort droht die Gefahr der Assimilation, wodurch die eigene Kultur verloren geht. Ich denke, die Assimilation ist auch für Felsőszentiván charakteristisch. Meiner Meinung nach kann man hier in ein paar Jahren über eine totale Assimilation sprechen.

Dazu, dass ich richtige Folgen aus meiner Forschung ziehen kann, stellte ich einen Fragebogen zusammen und ich besuchte drei ältere Frauen, die ungarndeutscher Abstammung sind.

Meine zwanzig Fragen hingen mit dem Sprachgebrauch zusammen, manche bezogen sich auf die Bräuche und Traditionen und die Bewahrung der ungarndeutschen Identität.

Aus den Antworten auf die allgemeinen Fragen stellt es sich heraus, dass alle Frauen in einem echten ungarndeutschen Dorf geboren sind. Sie sind nur später nach Felsőszentiván gezogen, weil sie aus ihrem Heimatdorf (z. B.: aus Nadwar/Nemesnádudvar) ausgesiedelt wurden.

Die Muttersprache der Frauen ist eine deutsche Mundart. Sie verbrachten ihre ersten drei Lebensjahre zu Hause mit ihren Eltern und Großeltern und sie sprachen nur im Dialekt. Zwei von ihnen erwarben die ungarische Sprache im Kindergarten, Frau M. erlernte das Ungarische erst in der Grundschule. Obwohl sie als Kind nur die Mundart sprachen, sprechen sie heute ausschließlich auf Ungarisch. Sie benutzen die Mundart nicht, weil sie mit keinem Partner in ihrer deutschen Muttersprache kommunizieren können. Es ist sehr begrenzt, wann, wo und mit wem sie die Möglichkeit zur deutschsprachigen Kommunikation haben: Eine Frau stellte fest, sie kann im Dialekt sprechen, wenn sie einen Schwabenball besucht. Eine andere Frau spricht auf Deutsch, wenn sie sich mit ihrem Schwiegersohn unterhalten möchte, der aus Deutschland stammt.

Bei der Frage über die Medien war das Ergebnis auch sehr traurig. Die Frauen haben keine Möglichkeit, sich deutsche Fernseh- und Radiosendungen anzusehen und anzuhören. Eine Frau erzählte, dass sie jeden Monat *Pavillon* (Deutschsprachige Monatszeitung im Komitat Bács-Kiskun) liest.

Ich fragte die Frauen über die Sprachkenntnisse ihrer Kinder, Enkelkinder und Urenkelkinder. Eine Frau antwortete, dass ihr Sohn und ihre Tochter ihre deutsche Mundart kennen. Bei den anderen zwei Frauen können die Kinder auf Hochdeutsch sprechen. Die Enkelkinder und Urenkelkinder lernten, lernen Deutsch in der Grundschule und sprechen nur auf Ungarisch. Als zweite Fremdsprache lernen sie Englisch.

Ich fragte nach den deutschen Bräuchen in ihrem jetzigen Leben. Sie halten solche Bräuche auch heutzutage, denen sie in der Kirche begegnen können (wie zum Beispiel: Barbarazweige, Luzia Weizen, Fastenzeit, bestimmte Speisen an einem Tag usw.). Die echten ungarndeutschen Speisen sind für das Leben der drei Frauen nicht charakteristisch, sie kochen ungarische Spezialitäten. Sie bereiten heutzutage manchmal ‚Flute‘ oder ‚Knedl‘ zu.

Bei der Frage über die Identität der Frauen waren die Antworten gleich. „Ich bin eine Ungarndeutsche.“

Ich habe nur sehr schwierig Gewährspersonen für meine Arbeit gefunden. Ich wusste, dass sehr wenige Ungarndeutsche in Felsőszentiván leben, aber ich dachte nicht, dass so wenige. Die Älteren sind ausgestorben und die Jüngeren kennen ihre Wurzeln nicht mehr oder sie erkennen sie nicht. Sie pflegen die Traditionen, die Bräuche und die Sprache nicht.

Meine Forschung beweist, dass die Assimilation in Felsőszentiván ein Problem für die deutsche Minderheit ist, auch die Tatsache, dass die totale Assimilation nicht mehr so weit ist. Die Kinder, Enkelkinder und Urenkelkinder der Befragten haben keine ungarndeutsche Identität, wie ihre Ahnen, oft wissen sie gar nichts über ihre Wurzeln.

Kata Bardi

III. WIE LEBT HEUTZUTAGE EINE ‚SCHWÄBIN‘ VON JERKING/GYÖRKÖNY?

Von meiner Kindheit an höre ich den Dorfnamen Jerking/Györköny, wenn die Familie über „die alten Zeiten“ plaudert. Die Mutter meines Vaters stammt aus Jerking/Györköny, sie heiratete aber einen ungarischen Mann und die Familiensprache wurde so das Ungarische. Das deutsche Erbe meines Vaters verbirgt nur einige deutsche Wiegenlieder und Kindergebete. Meine Großmutter starb leider nach langer Krankheit vor einem Jahr, von ihr kann ich keine alten Geschichten mehr hören. Ich kenne doch eine ‚schwäbische‘ Frau, die in Jerking/Györköny mit meiner Großmutter zusammen aufgewachsen ist. Sie ist die Großmutter meiner Freundin. Der Cousin der Frau ist Fülöp Hahn, der das Buch „Az elfelejtett nemzedék“ vom Leben seiner Familie und vom Leben der Schwaben schrieb.

Obwohl ich die Frau auch persönlich gut kenne, habe ich viele Fragen gehabt. Ihre Erzählungen und Antworten

versuche ich kurz aber wirklichkeitsgetreu zusammenzufassen.

Frau K. ist im Jahre 1939 in Paks als achttes Kind einer schwäbischen Familie geboren. Sie war das einzige Kind der Familie, das nicht in Jerking/Györköny mit der Hilfe einer Hebamme geboren ist, sondern sie ist wegen Komplikationen in einem Krankenhaus in Paks geboren. Ihre beiden Eltern stammten aus Jerking/Györköny mit den Familiennamen Köller und Hahn, die Familie war also deutscher Herkunft.

Frau K. hat ihre ersten drei Lebensjahre zu Hause verbracht und sie hat den Kindergarten nur ein Jahr lang vor der Schule besucht. Obwohl Jerking/Györköny ein typisch schwäbisches Dorf war, war die einzige Kindergärtnerin des Dorfes eine einsprachige ungarische Kindergärtnerin. Das zeigt ganz eindeutig, dass deutsche Mundarten damals überhaupt nicht anerkannt waren, obwohl die Sprache der Familien im ganzen Dorf der Ortsdialekt war. Die

ungarndeutschen Dialekte galten als minderwertige Sprachvarietäten. Darauf kann man die fehlende Schriftlichkeit, die Variabilität und Prestige/Nützlichkeit der ungarndeutschen Dialekte zurückführen.

Frau K.-s. Muttersprache ist also eine deutsche Mundart, sie gehört nach Knipf-Komlósi (*KNIPF-KOMLÓSI, Elisabeth 2003: Sprachgenerationen und ihr Sprachrepertoire. In: Hajdú Mihály – Keszler Borbála (szerk.) Köszöntő könyv Kiss Jenő 60. születésnapjára. Budapest: ELTE Magyar Nyelvtudományi és Finnugor Intézet MNYT. 442-452.*) zur ersten Generation der Ungarndeutschen (Großeltern, geb. zwischen 1926 und 1942), die in einer geschlossenen Sprachgemeinschaft geboren sind. Deutsch war die Familiensprache und die deutsche Sprachsozialisation war natürlich und selbstverständlich, Deutsch war die Erstsprache und es gab Kontinuität im Spracherwerb sowie in der Sprachsozialisation. Die deutsche Varietät war damals nicht nur Muttersprache, sondern auch chronologische und funktionale Erstsprache, Familiensprache und Umgebungssprache.

Frau K. sprach zu ihrem ersten Sohn bis zum siebten Lebensmonat in der Mundart, aber dann musste sie arbeiten gehen, sie konnte weniger Zeit mit dem Kind verbringen und die Familiensprache wurde langsam das Ungarische. Bei diesem Teil der Erinnerung redete ihr Mann dazwischen, dass auch er von seiner Frau Deutsch erlernte. Die Familie lebt heutzutage in Baje/Baja und die Kinder, Enkelkinder, das Urenkelkind sprechen keine Mundart. Sie gehören schon zur dritten-vierten Generation. Die Assimilation ist vollzogen, Deutsch ist nur Zweitsprache in der Familie (einige Enkelkinder lernen Deutsch in der Schule). Zwei Kinder der Frau leben heute mit ihren Familien in Deutschland. Jerking/Györköny war sprachlich

ein geschlossenes Dorf. Wenn die Frau ihre Kinder in Deutschland besucht, findet sie dort noch Ausgesiedelte, die auch die gleiche Mundart sprechen wie sie.

Frau K. reist jährlich einmal nach Jerking/Györköny, sie besucht eine Cousine, eine alte Frau und den Friedhof des Dorfes. Sie spricht die Mundart heutzutage nicht mehr. Sie liest manchmal Bücher in der Mundart und deutschsprachige Zeitungen. Sie träumt ungarisch.

Als ich fragte, was ihre Mutter damals während einer Woche gekocht hat, bekam ich als Antwort die Rezeptsammlung „So koch(t)en die Jerkinger“ (*Traditionspflegeverein Jerking (Hrsg.), 1998.*) Zum Schluss möchte ich das Rezept der Mehlnödelsuppe „Mehlknellsupp“ empfehlen, die auch meine Mutter von ihrer ungarndeutschen Schwiegermutter erlernte und auch noch heutzutage oft kocht:

Mehlknödelsuppe

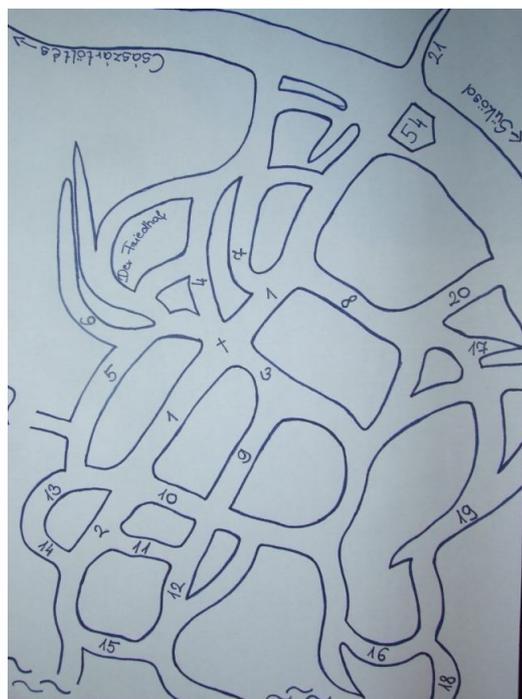
Zutaten:

200 g Speck, 700 g Mehl, Salz, 1 Paprikaschote, 1 Tomate, 1 Zwiebel, Petersilie, 2 l Wasser

Den Speck würfeln, in eigenem Fett knusprig braten. Das Mehl in eine Schüssel geben und wenig heißes Wasser, Salz und den Speck mit Fett dazugeben. Alles gut verarbeiten und aus dem Teig Knödel formen. In einem Topf das Wasser aufkochen, die Zwiebel, die Paprikaschote, die Tomate, die Petersilie und Salz dazugeben. 5-8 Minuten kochen lassen und dann die Knödel in dieser Suppe gar kochen. Wenn die Knödel schwimmen, noch 5 Minuten ziehen lassen.

Judit Nagy

IV. GASSENNAMEN IN NADWAR/NEMESNÁDUDVAR



1. Petőfi Straße – Mitlkás
2. Petőfi Straße – Pokszóf
3. Malom Straße – Milkás
4. Petőfi Kellerstraße – Kreichol
5. Széchenyi Straße – Hinrkás
6. Kender Straße – Schlawakakás
7. Dózsa Platz – Lamahol
8. Hexarutsa
9. Kossuth Straße – Zigainrkás
10. Hunyadi Straße – Snirkás
11. Marokity – Jútakeszl
12. Damjanich Straße – Nájkás
13. Hunyadi Straße – Sárafék
14. Zöldmező Straße – Frosskás
15. Móricz Straße – Ventlinaskás
16. Oxastandhol
17. Zsák utca –
Petlmansumkhéringstrase
18. Süködsi Kellerreihe
19. Szőlő Straße
20. Rémi Straße
21. Rákóczi Straße
22. † – die Kirche



Magdolna Sziegl

Weihnachtshilfeprogramm Csávolly 2012

Wie auch letztes Jahr ist zum Glück auch dieses Jahr der Engel der Hilfeorganisation *Konvoi der Hoffnung* aus Oberhausen-Rheinhausen in Form eines LKW-s voll mit Kleidungen, Kinderwagen, Betteinsätze usw. angekommen. Bei der letzten Lieferung versuchten wir möglichst vielen Leuten und Institutionen zu helfen: bedürftigen Menschen, Schulen, Kindergärten und Krankenhäusern. Dieses Jahr folgten wir dem gleichen Ziel.

Wir veranstalteten die Verteilung der Kleider an einem Sonntag vor Weihnachten, wo jeder frei von den Sachen wählen konnte.

Die Kinderwagen und die Betteinsätze wurden mit Hilfe



der Fürsorgerin ausgeteilt. Wir haben sie einen Tag vor Weihnachten in festlicher Stimmung als Geschenk übergeben.

Die Heilbehelfe, die Rollstühle und Gehböcke hatten leider sehr schnell ihre Eigentümer gefunden, was den materiellen und gesundheitlichen Zustand der Bevölkerung gut widerspiegelt.

Nach der Verteilung sind etwa 50 Säcke gebrauchte Kleidungen geblieben - die die Csávollyer Caritas nicht benötigte. Wir haben sie der Felsőszentiványer Deutschen Selbstverwaltung angeboten.

Es gab weitere Angebote an die Gemeinde-Selbstverwaltung sowie die Deutsche Selbstverwaltung in Kunbaja. Wir hoffen, dass wir vielen Leuten Freude machen und helfen konnten.

Wir tun unser Bestes, damit wir auch in der Zukunft wieder helfen können.



Norbert Hamháber
Vorsitzender

Csávollyer Deutsche Selbstverwaltung

Ahnenberufe

Fleischer / Fleischhacker

Aus der Sammlung von Konrad Gerescher im „Batschkauer Ahnenspiegel“



Ein körperlich höchst anspruchsvoller Beruf. Das schwere Heben und Arbeiten in ungeheizten Räumen erforderte schon immer starke Männer. Aber auch arbeitsgewohnte Ehefrauen. In unserer fleischreichen Heimat waren die Fleischereien Familienbetriebe: Der

Mann kaufte ein, schlachtete und zerlegte das Vieh (Schweine, Rinder, Kälber, Hammel, Lämmer), die Frau half neben einigen Gesellen und Lehrlingen beim Aufbereiten, Wurstkochen und Verkaufen. Neben vereinzelt Wurstfabriken mit bis zu 15 Mann Belegschaft, bestand dieser Berufszweig weitgehend aus Meisterbetrieben, die sehr lohnintensive Umsätze tätigten. Beim Schlachtvieh überwog das Schwein (etwa im Verhältnis 4 : 1) gegenüber Rind und Kalb und im Verkauf hielt sich das Frischfleisch an erster Stelle, dem etwa 20 Wurstsorten folgten: Bratwurst, Blutwurst, Leberwurst, Schwartenmagen, Sommer- und Wintersalami, Debreziner, Wiener-Würstchen, Pariser (ähnlich den Lionern), Salvalati, grobe Schinkenwurst, grobe Schinkensalami, Paprikasalami und einige Wurstspezialitäten nach besonders gehüteten

Rezepten. Als Beispiel sei ein mittelgroßer Bajer Fleischereibetrieb genannt – von dem auch die Wurstangaben stammen –, der mit 7 Mann Personal 20 bis 23 Schweine, drei Kühe, fünf Kälber und Schafe, mit wechselndem Bedarf, jede Woche vermarktete. Wobei das Fett unserer prächtigen Mastschweine der Magolitzasorte gesondert an Fettgroßhändler (Juden) doppelt so teuer wie das Fleisch verkauft wurde. Der Fleischermeister war Fachmann für alle praktischen Arbeiten wie Schlachten, Abhängen, Zerlegen, Kühlen, Würzen, Pökeln, Räuchern, Verarbeiten etc. und Könner aller dazugehörigen kaufmännischen Arbeiten. Jede Metzgerei – ob sie schon Strom hatte oder nicht – besaß eine Eisgrube, in der von den Eismachern an winterlichen Seen (Balaton), Tümpeln und (seltener) Flüssen gebrochene Eisblöcke für die Sommermonate aufbewahrt wurden. Was unsere Fleischer daheim an Wurstwaren herstellten, ist im Zuge der Vertreibung und Umsiedlung in die neue Heimat überall in der Welt gebracht worden und wird dort für alle Zeit von ihrer Geschicklichkeit zeugen.

Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern



Ein kleines Mädchen sitzt am Silvesterabend auf der Straße, um seine Schwefelhölzchen zu verkaufen. Es ist dürrt gekleidet und friert; die mit ihren Feiertagsbesorgungen beschäftigten Bürger übersehen das Kind und seine Bettelwaren. Ohne etwas verdient zu haben, wagt sich das Mädchen jedoch nicht nach Hause und harrt frierend zwischen zwei Stadthäusern aus. Verzweifelt vor Kälte zündet das Mädchen eines der Streichhölzchen an, obwohl ihr dies streng verboten ist. Im Lichtschein des Hölzchens fühlt sie sich, als würde sie an einem warmen Ofen sitzen, doch dies hält nur an, bis das Streichholz verlischt. Nach und nach zündet das Mädchen auch die weiteren Streichhölzer an und gleitet so in immer reichhaltigere Träume. Schließlich begegnet es seiner Großmutter und bittet diese, es in den Himmel mitzunehmen. Die Großmutter nimmt das Mädchen zu sich. In der Erzählung wird deutlich, dass das anfänglich in dieser Welt lebende und leidende Mädchen nicht wunderbar verwandelt wurde: die märchenhafte Auflösung besteht lediglich aus einem sanften Erfrierungstod.

Aus: Wikipedia

In der Bajer Innenstädtischen Kirche wurde nach der von Josef Binszki zelebrierten deutschen Messe von den Kindern des Bajer Kindergartens Sankt Ladislaus das Märchenspiel 'Die kleine Zündholzverkäuferin' vorgestellt. Vergelt's Gott.

Wikitscher Straßenkreuze



Zu Ehren Gottes gestiftet von Witwe Martin Kling geborene Agnes Heller 1914



Fotos:
J. Gaugesz

Erbaut von Adam und Franziska Tuchart

Junge Donaubrücker - Treffen in Ulm - Dezember 2012

Wir sind am Montag losgefahren. Das Wetter hat nicht mitgespielt, denn am Sonntag gab es einen Schneesturm, und manche Straßen aus Baja waren am Vorabend nicht zu befahren. Trotzdem fuhren wir um 5 Uhr mit guter Laune los und zum Glück gab es keine Schneehindernisse mehr, die unseren Weg kreuzten. So waren wir auch die ersten, die in Ulm in der Geschwister Scholl Jugendherberge angekommen sind. (Leider konnten einige Teilnehmer aus Rumänien nicht kommen, da genau dieser Schneesturm bei ihnen auch ähnliche Probleme verursachte.)

Am ersten Tag war es in Ulm weiterhin winterlich, es hat den ganzen Tag geschneit, aber so war die Stadt, die Landschaft und die Umgebung wunderschön. Unser erster Programmpunkt war in dem Rathaus von Ulm. Hier hat uns Peter Langer empfangen, er ist der Vertreter des Rates und der Donaustädte und Regionen. Peter Langer hat uns die wichtigsten Dinge über die Donaustrategie erzählt. Zum Beispiel, dass die teilnehmenden Länder durch die Donau verbunden werden, und dass das Hauptziel ein Europa ist,



wo die Menschen überall ähnlich gut leben können, wo man Arbeit in seiner Heimatstadt bekommt, wo die Donau nicht verschmutzt ist und wo es viel mehr Autobahnen und Brücken über die Donau gibt. Ein einheitlicheres Europa.

Danach machten wir in dem Schneefall einen Stadtrundgang. Die moderne und gleichzeitig auch klassische Architektur der Stadt hat mir sehr gefallen. Zum Beispiel das alte Gebäude des schwäbischen Zentralmuseums mit ihrer modernen Innenausstattung oder der die alten Fachwerkhäuser (von dem es auch ein ganz schiefes gibt) und die neue Bibliothek, die eine ganz moderne Glaspyramide ist. Dazu kamen noch der Weihnachtsmarkt und die Einkaufsstraßen, und das Adventsgefühl war perfekt.

Am Nachmittag arbeiteten wir in kleinen Gruppen im Museum. Wir hatten jeden Tag ein Plenum, wo die Gruppen ihre Arbeit präsentieren mussten, und wo wir abgestimmt haben, welche Gruppe die beste Arbeit geleistet hat, welche Idee am besten ist. Wir haben uns über verschiedene Staatsformen unterhalten und über die Vorteile und Nachteile dieser. Wir haben schnell gemerkt, dass die Idee des idealen Staates gar nicht so einfach zu verwirklichen ist und dass unsere Vorstellungen den Faktor Mensch oft nicht in Betracht genommen haben. Ein weiteres wichtiges Projekt war, als die Gruppen selber ein Projekt für Jugendliche auf die Beine stellen mussten. Zum Beispiel

einen Wettbewerb oder ein Festival oder eine Partei für Jugendliche. Wir haben dann auch abstimmen können, welches Projekt uns am besten gefallen hat.

Am nächsten Tag gab es keinen Schneefall mehr, aber eisige Kälte. Wir haben uns an diesem Tag die Dauerausstellung des schwäbischen Zentralmuseums angesehen. Für mich war es wirklich wie ein Stück Heimat. Und als ich auch Bilder aus Hajosch, und Tonaufnahmen von der Hajoscher Mundart gefunden habe, war ich ganz glücklich. Ich würde allen, die sich als Donauschwaben bezeichnen würden nur raten, sich dieses Museum anzusehen. Es gibt eine völlig andere Perspektive über unsere Geschichte und außerdem ist es sehr interessant und detailliert.

Am letzten Tag haben wir auch zusammen gearbeitet. Wir haben mit verschiedenen Rhythmen getrommelt und wir haben auch ein bisschen Improvisationstheater gemacht. Das war sehr spannend und mal was anderes. Es war aber auch sehr nützlich, da wir mit solchen Übungen viel über die anderen Mitglieder der Gruppe und auch über uns selber erfahren können.

Ich denke, dass diese Reise für unsere Schüler nützlich war, weil sie hier sehen konnten, dass der Volkskunde-Unterricht an unserer Schule doch eine nützliche Sache ist – sie selber haben nämlich behauptet, dass sie es nicht immer so empfinden. Sie haben auch gesehen, wie wichtig es ist, dass wir unsere Wurzeln kennen. Wir haben viele verschiedene Leute aus unseren Nachbarländern kennen gelernt, aus der Tschechischen Republik, aus der Slowakei, aus Serbien und haben oft über Probleme gesprochen, die in unseren Ländern vorkommen. Auch für mich war es interessant zu sehen, dass die Menschen in diesen Ländern ähnlich Probleme haben, wie wir in Ungarn. Ich glaube, unsere Schüler und Schülerinnen und auch ich als Lehrerin haben unser Wissen



über Europa erweitert, vor allem dadurch, dass wir Menschen aus verschiedenen Nationen kennen gelernt haben.

Wir alle sind uns einig, dass wir uns schon jetzt sehr auf das Treffen in Temesvár freuen.

Csilla Kuti

Bewerbungsaufruf

Die *Gemeinnützige Stiftung für die Ungarndeutschen in der Batschka* schreibt folgende Bewerbung in ungarischer Sprache für Vereine aus:

Pályázati felhívás

A Bácskai Németekért Közalapítvány 2013 évben pályázatot hirdet a térségben legalább 5 éve folyamatosan működő, jelentős tagsággal bíró bácskai német nemzetiségi egyesületek részére.

A pályázat célja, hogy a közalapítvány támogatást biztosítson a pályázó működését, programjai megvalósítását célzó, saját tulajdonú ingatlan /lakás, lakrész, családi ház stb./ megvásárlásához.

A támogatás összege max. 1.000.000,-Ft, illetve a vételár max. 20 %-a.

A pályázatnak tartalmaznia kell:

- Az egyesület 5 éves tevékenységét bemutató összevont beszámolót (max. 3 oldal).
- Az egyesület pénzügyi helyzetét, gazdálkodását bemutató dokumentumokat (2011/2012 évi mérlegbeszámoló és közhasznúsági melléklet).
- Az ingatlan vásárlásához köthető dokumentumokat (előszerződés vagy szándéknyilatkozat, tulajdoni lap).
- Meglévő saját forrás igazolását.

A pályázatot pályázati adatlappal együtt kell benyújtani.

Az adatlap a közalapítvány elnökénél (Ruff Terézia, MNÁMK Baja, Duna u. 33.) igényelhető.

Nem pályázhatnak azok az egyesületek,

- amelyek már rendelkeznek saját tulajdonú ingatlannal, illetve e célra akár hazai, akár németországi támogatásban már részesültek,
- amelyeknek köztartozása van,
- amelyek taglétszáma több év átlagában nem érte el az 50 főt.

A pályázatot az alapítvány elnökéhez kell benyújtani 2013. június 31-ig.

A sikeresen pályázó egyesülettel a közalapítvány támogatói szerződést köt.

Ruff Terézia
elnök

Stiftung übergibt Bücherspende an die UBZ-Bibliothek

Durch ihre Tätigkeit versucht die *Gemeinnützige Stiftung für die Ungarndeutschen in der Batschka* zur Förderung der ungarndeutschen Identität beizutragen, vor allem dadurch, dass sie mit ihren Bewerbungsausschreibungen Jugendliche anspricht. Daneben verfolgt sie auch das Ziel, den ungarndeutschen Nationalitätenunterricht zu unterstützen.

Im Dezember letzten Jahres fand die Übergabe von Büchern an die Bibliothek und damit an die Schüler des UBZ statt. Die Stiftung hat der Leiterin Frau Gabriella Scherer als Spende Werke ungarndeutscher Autoren überreicht. Die Spende umfasst 45 Bücher der ungarndeutschen Literatur, deren Auswahl in Absprache mit den Fachlehrern des Gymnasiums erfolgte.

Die Stiftung freut sich, dadurch den Bestand der ungarndeutschen Literatur in der UBZ-Bibliothek verstärkt zu haben und hofft, einen kleinen Beitrag dafür zu leisten, dass Schüler und Schülerinnen Zugang auch zu den neuesten Ausgaben ungarndeutscher Werke haben.

Terézia Ruff
Vorsitzende der Stiftung



1. Familie Schmidtmeister - 1913-1914, Waschkut

Erste Reihe von links nach rechts:

Jakob Schmidtmeister 26.10.1851- 17.04.1925,
Andreas Eck 04.09.1862, **Anton Schmidtmeister**
 10.11.1906 (Eltern: Johann und Maria Anna Eck) -
 Vater von unserem Leser, Maria Pótz geb.
 Schmidtmeister (23.03.1930)

Zweite Reihe von links nach rechts:

Genoveva Oswald (Ehefrau von Jakob
 Schmidtmeister) 13.02. 1858 - 23.08.1938,
 Eheschließung 21.08.1876, **Maria Anna Eck** (Ehefrau
 von Johann Schmidtmeister, Eltern: Franz Eck 23.09.
 1860 - 09.09.1898 und Julianna Weißenberger)
 geb.12.01.1886, Eheschließung 02.10.1906, **Johann
 Schmidtmeister** (Eltern: Jakob und Genoveva Oswald)
 02.09.1883 - 20.02.1940, **Julianna Weißenberger**
 (Ehefrau von Franz u. Andreas Eck) 04.01.1863 -
 21.11.1946, Eheschließung 20.11.1884)

2. Maria Anna Schmidtmeister (geb. Eck) mit ihren
 Kindern (1917 Waschkut) - **Anton Schmidtmeister**
 10.11.1906 und **Johann Schmidtmeister** 21.11.1915 -
 05.03.1917

Gesammelt von Éva Huber

Ungarndeutsche Gala und die Vorbereitungen



Ich hatte die Ehre, auf der ungarndeutschen Landesgala auftreten zu dürfen.

Ich habe mich mit einer solchen Geschichte vorbereitet, die aus meinem Dorf Nadwar stammt. Ich war ein bisschen aufgeregt, aber ich habe auf diesen Tag sehr gewartet. Ich wollte unbedingt in unserer Volkstracht auftreten, so

habe ich nach originellen Stücken gesucht. Wir haben alte Frauen aufgesucht und bei ihnen nachgefragt, ob sie noch ihre ehemaligen Kleider haben, die sie uns gerne geben würden. Ich bin darauf gekommen, dass es fast unmöglich ist, weil die Kleider, die bei der Vertreibung nicht verloren gegangen sind, wegen der Armut als Kissenbezug oder zum Nähen kleinerer Kleider benutzt wurden. Falls sie versuchten sie zu bewahren, haben die Motten den Stoff beschädigt. Meine Urgroßmutter hat mir drei wunderschöne Unterröcke geschenkt, die sie vor ungefähr 70 Jahren selbst gestickt hat. Meine andere Urgroßmutter hat mir eine Schürze und „Schnuptichl“ gegeben. Von einer anderen netten Frau habe ich ein schwarzes Tuch bekommen, das mit roten Blumen geschmückt ist. Das nennen wir „Aziehalstuch“. Dann habe ich mir noch einen Rock und einen Levesch erworben. Mein Kleid wurde zusammengestellt. Danach mussten noch die Unterröcke gestärkt werden.

Wir sind am 12. Januar mit einem großen Koffer nach Budapest in das Kongresszentrum gefahren. Dort hat uns der Organisator Herr Helmut Heil empfangen. Dann habe ich einen Umkleideraum bekommen. Wir haben geprobt und die Einzelheiten besprochen. Wegen der Vorbereitungen konnte

ich das ganze Programm leider nicht sehen. Eine nette Bekannte von mir Szilvia Mirk aus Werischwar hat ein Duo mit ihrer Schwester gesungen. Also dass wollte ich jedenfalls hören und bin in den Zuschauerraum reingeschlichen. Es war verblüffend sie anzuhören, sie haben schöne Lieder von ihrer Kindheit gesungen. Ich konnte mir noch die Verleihung der Ehrennadel und die des Valeria-Koch-Preises anschauen, aber nach der Pause ist meine Zeit zum Auftritt gekommen. So habe ich mich umgekleidet, dabei hat mir Andrea Bakonyi geholfen, sie ist Expertin der Nadwarer Volktracht. Sie hat auf meinem Kleid und auf meinem Tuch die allerletzten Falten so gerichtet, dass es zeitgetreu ausgesehen hat. Ich bin mit Henrik Heil (aus dem Valeria Koch Schulzentrum) und mit Szilvia Bede (von der Universität in Fünfkirchen) gemeinsam auf die Bühne getreten. Zuerst hat Szilvia auf Akkordeon gespielt und danach bin ich gekommen. Nach den ersten paar Sätzen habe ich bemerkt, dass die Zuschauer unsere Mundart sehr gut verstehen können. Bei den witzigen Teilen haben sie gelacht. Das war ein wirklich sehr gutes Gefühl, dass so viele Leute geklatscht und gelacht haben. Ich war froh. Danach hat Szilvia wieder gespielt. Henrik hat auch seine lustige Geschichte erzählt. Die gute Laune setzte sich fort, hinter den Kulissen konnte man die Musik des Bjaer Bläserquintetts und den Bohler Chor hören. Zum Schluss ist die Saarer Tanzgruppe aufgetreten. Sie haben fantastische Stimmung gezaubert, die Bühne ist fast auseinander gefallen.

Wenn ich an die Gala zurückdenke, war das ein vollkommen gut organisiertes Fest, mit einem unterhaltsamen Programm. Ich bin sehr dankbar für die Möglichkeit und freue mich, dass ich hier auftreten durfte.

Sara Schauer

Nationalitätentag in Nadwar

Seit 2007 wird jedes Jahr in Nadwar ein Nationalitätentag organisiert, wo die schwäbischen Einwohner zusammenkommen und im Rahmen eines Programms sich wohl fühlen und amüsieren. Das konnte 2013 auch nicht



usfallen und wurde am 20. Januar veranstaltet.

Zuerst sind die Kindergarten-Kinder mit einem netten Tanz auf die Bühne getreten. Sie waren alle sehr lieb in ihren

kleinen Trachten. Danach hat Frau Elisabeth Heltai Panyik, Vorsitzende der Deutschen Selbstverwaltung die

Veranstaltung mit den Gedanken der französischen Philosophin Simone Weil eröffnet:

"Einzig das Licht, dass fortwährend vom Himmel strahlt, liefert dem Baum die Energie, die tief in die Erde mächtige Wurzeln senkt. Der Baum ist in Wahrheit im Himmel verwurzelt. Nur was dem Himmel entstammt, ist geeignet, der Erde wirklich ein Zeichen aufzuprägen."

Sie hat die Anwesenden begrüßt und hat sich für die Unterstützungen, die Hilfe und das Programm der Mitwirkenden bedankt. Sie hat ihre Rede mit einem Zitat von Ferenc Kazinczy fortgesetzt:

"Die Sprache ist unser, so auch meine, die Sprache ist nicht meine nicht deine, sondern die süße unsere.

Sprich, und wer du wirklich bist, sag ich dir! Halt! Ich kenne dich vollends."

Sie hat noch erwähnt, dass das ungarische Parlament in einem Beschluss den 19. Januar zum Gedenktag der Vertreibung erklärt hat. Sie hat betont, dass wir uns an diesem Tag an die Leute erinnern sollen, die alles verloren haben und aus ihren eigenen Häusern ungerechtfertigterweise verjagt worden sind.



Danach hat Flávia Schauer eine lustige Geschichte in unserer Mundart erzählt. Sie nimmt regelmäßig an Rezitationswettbewerben teil. Es ist für sie eine Herausforderung, neue Märchen zu lernen, dabei bekommt sie viel Hilfe von ihrer Urgroßmutter und Großmutter. Die schulische Tanzgruppe ist auch aufgetreten, sie tanzen sehr gern und haben viel Spaß dabei. Schüler und Schülerinnen haben aus der zweiten Klasse alte Nadwarer Neujahrswünsche in der Mundart vorgetragen. Früher sind die Menschen in Nadwar am ersten Januar „Wintscha kanga“. Der Vergissmeinnicht Chor feiert in diesem Jahr sein 10-jähriges Jubiläum. Die meisten Mitglieder sind

Rentnerinnen. Sie freuen sich sehr, wenn sie zusammen singen können und die Zuschauer hören ihre Lieder gern. Dann folgte das Programm der deutschen Theater AG. Sie sind Jahr für Jahr immer besser, die Kinder machen es mit viel Freude. Danach ist die Nadwarer Traditionspflegende Tanzgruppe aufgetreten. Auf sie kann das Dorf wirklich stolz sein, sie geben sehr viel Mühe, um immer etwas Vielfältiges und wirklich Gutes zu zeigen. Ich habe mich sehr gefreut, weil ich meine Lieblingsgeschichte „Trumm Hansl un ti tummi Kretl“ auch hier erzählen konnte. Drei Jungen aus der zweiten Klasse haben die „Werstlensingr“ in der Mundart vorgetragen. Das hören die älteren Leute sehr gern, weil es sie an ihre Kindheit erinnert, wenn beim Schweineschlachten die Verwandtschaft zusammenkam. Zum Schluss hat noch einmal die Traditionspflegende Tanzgruppe in wunderschöner, bunter Nadwarer Tracht getanzt.

Nach dem Programm sind auf jeden Tisch Kuchen, Tee und Kaffee gekommen. Die Kuchen wurden von den Mitgliedern des Vergissmeinnicht Chores und von anderen freiwilligen Frauen gebacken. Die Leute haben sich noch lange unterhalten. Ich finde es sehr schön, dass die Einwohner zusammenhalten und einen solchen Tag abwickeln können.

Sara Schauer
Ungarndeutsches Bildungszentrum
Klasse 10b

Schwabenball 2013 im Ungarndeutschen Bildungszentrum

Am 2. Februar wurde in dem Ungarndeutschen Bildungszentrum Baja ein Schwabenball organisiert. Das ist schon eine sehr lange Tradition in unserer Schule. Es gab sehr viele Teilnehmer und ich fand es gut, weil wir daraus sehen können, wie viele Leute auf die ungarndeutsche Kultur neugierig sind. Die Sporthalle war sehr schön mit Luftballons dekoriert. Diesmal waren die Eintrittskarten nicht so teuer wie letztes Mal, so konnten mehr Leute kommen und mitmachen. Auch viele berühmte Menschen waren da, wie zum Beispiel Attila Csontos, der Vorsitzende des Kuratoriums der Schule. Am Anfang war ein ziemlich langer Eröffnungstanz, an dem ich auch teilgenommen habe. Nach diesem Tanz wollten die Gäste auch mitmachen, so fing der Ball an. Die berühmte Schütz-Kapelle hat die



Musik gemacht, und wie immer, war die Stimmung perfekt. Einige Teilnehmer gingen nach dem Tanzen in die Aula der Schule, wo sie zu Abend gegessen haben. Um 24 Uhr gab es die Tombola-Verlosung, wo es eine große Menge von Geschenken gab. Leider habe ich nichts gewonnen, obwohl ich viele Tickets gekauft habe. Nach der Ziehung blieben noch immer viele Gäste und natürlich haben sie noch sehr viel getanzt. Um 3 oder 4 Uhr gingen die letzten Teilnehmer weg, das zeigt auch, dass sich alle, die gekommen sind, sehr wohl gefühlt haben. Ich denke, dass dieser Ball eine sehr gute Tradition ist und ich nehme daran immer teil, wenn ich kann.

Richard Mayer
Ungarndeutsches Bildungszentrum
Klasse 9a

Eröffnungsprogramm: Schwäbische Hochzeit

Ich habe dieses Jahr das erste Mal an dem Schwabenball teilgenommen und das war auch mein erster Auftritt mit der Tanzgruppe.

Wie immer, begann der Ball mit einem Tanzprogramm. Wir bereiteten uns diesmal mit etwas ganz Besonderem vor, nämlich mit einer Hochzeit. Es war ganz außerordentlich, weil bei der Vorführung Alt und Jung mitgemacht hat, mehr als 70 Tänzer, auch



ehemalige Schüler waren dabei. Es wurde eine schwäbische Hochzeit auf die Bühne gestellt, mit traditionellen Motiven und Trachten aus Hajosch und Waschkut.

Das ganze fing mit Kinderspielen an, dann wurden die Gäste mit einem Spruch zur Hochzeit eingeladen. Nach dem Junggesellenabschied und der Trauung folgte das Glückwünschen, während dessen das Lied „Schön ist die Jugend“ gesungen wurde. Nun kam der lustige Teil der Hochzeit, der mit ungarndeutschen Volkstänzen dargestellt

wurde, zum Beispiel der Schustertanz, Siebenschritt oder Es geht nichts über die Gemütlichkeit.

Der Brauch, dass die Schuhe der Braut gestohlen wurden, durfte auch nicht fehlen. Der Bräutigam musste sie zurückkaufen. Als die Uhr Mitternacht schlug, kam die Zeit zum Kranzherabnehmen. Die Braut tanzte ein paar Walzerschritte mit dem neuen Kopftuch, danach kam die Köchin ebenfalls mit einem Spruch und bekam Geldmünzen als Entschädigung für ihre verbrannte Hand. Die Hochzeit endete mit einem Marsch, wo alle Teilnehmer mitanzten.

Die Hauptrollen der Braut und des Bräutigams spielten Réka Laskovics und Zoltán Péterfay. Die Musik zur Hochzeit spielte die Schütz Kapelle bzw. Josef Emmert auf Akkordeon. Die Choreografie hat Theresia Szauter zusammengestellt und auch einstudiert.

Bettina Emmert
Ungarndeutsches Bildungszentrum
Klasse 9a

Videoaufnahme in Köln

Aufnahme in Köln

Die Video-Aufnahmen über die DSD Sprachprüfungen wurden dieses Jahr in Köln neu gedreht. Für zwei Stufen wurden neue Filme aufgenommen, das heißt sowohl A2/B1 als auch B2/C1. In der elften Klasse haben schon mehrere die Stufe C1 bestanden. So wurde bei uns gefragt, wer Lust dazu hätte, nochmal den mündlichen Teil vorzutragen. Zuerst wollte ich mich nicht bewerben, aber niemand hat sich gemeldet, so nahm ich es an. Später kam auch Móni dazu, weil der Junge aus Budapest doch nicht reisen konnte. Am 5. November, Montag in der Früh, trafen wir uns mit der anderen Hälfte der ungarischen Gruppe am Flughafen in Budapest. Die Jungs aus Bóly waren mit ihrem Lehrer Herrn Ruback. Unsere Lehrerin Frau Bräunig war schon in Köln und wartete auf uns. Wir kamen in der Jugendherberge mittags an, bekamen Mittagessen. Da erfuhren wir, dass da Jugendliche aus neun Ländern anwesend sind. Da waren Franzosen, Polen, Russen, Süd-Afrikaner, Brasilianer, Weißrussen, Schweden, Chinesen und nicht zuletzt wir Ungarn. Schon am Montag waren einige im Studio, aber die anderen, die keine Aufnahme hatten, hatten jeden Nachmittag Programme. Montag waren wir in Köln, auf dem Programm stand Stadtbesichtigung, Kölner Dom und Freizeit. Das Abendessen bekamen wir aber nicht in der Jugendherberge, sondern wir hatten ein Begrüßungsabendessen in einem Restaurant. Da wartete schon ein Sitzplan auf uns, wir saßen gemischt, damit wir einander kennen lernen konnten. Wir denken, dass da sich alle gut amüsierten. Wir unterhielten uns miteinander und

die Aufnahme. Vormittag übten wir noch ein bisschen, dann gingen wir ins Studio. Es war eine neue, fremde Situation unter solchen Umständen eine Sprachprüfung abzulegen. Das Studio war voll mit Kameras, Reflektoren und Mikrofonen. Es war echt schwer, auf alles aufzupassen. Wir mussten nur den mündlichen Teil vortragen, aber es wurde nicht so vieles vorher gesprochen. Also es war eine echte,



spontane Prüfungssituation. Aber wir sind mit einer solchen Erfahrung reicher geworden. Mittwoch konnten wir in der Stadt shoppen, Nachmittag fuhren wir nach Bonn. Dort machten wir einen Stadtrundgang und sahen uns einige Sehenswürdigkeiten an, wie zum Beispiel die Universität, das Bundesviertel und

das Beethoven-Denkmal. Nach dem Abendessen gingen wir in die Stadt, um das Bayern-Spiel irgendwo anzuschauen. Donnerstag hatten wir wieder Freizeit, weil wir ja schon im Studio waren. Wir unterhielten uns mit den anderen und ruhten uns aus. Am Nachmittag stand wieder Bonn auf dem Programm, nämlich das Haus der Geschichte. Obwohl wir das schon einmal besucht haben, fuhren wir mit und schauten es uns nochmal an. Es hat ja mehrere Räume, die wir vorher nicht gesehen haben. Es war sehr interessant und hilfreich zum Abitur. Freitag besuchten wir mit Frau Bräunig das Schokoladenmuseum, wo wir natürlich auch etwas Süßes einkauften. Dann hatten wir noch Freizeit in Köln, bevor wir mit unseren Koffern zum Flughafen fuhren. So war die Woche zu Ende, Freitag in der Nacht waren wir wieder zu Hause. Wir sind froh, dass wir diese Möglichkeit genutzt haben, weil wir andere Nationalitäten bzw. Kulturen kennen gelernt haben. Die Woche war von unvergesslichen Momenten geprägt.



Im Studio

konnten fast alle Nationalitäten kennen lernen. Dienstagnachmittag hatten wir, die ungarischen Mädchen,

Zsófi Czokoly, Mónika Szójkó 12a
Ungarndeutsches Bildungszentrum

Die Bátaszéker katholische Kirche



Wenn man in Richtung Bátaszék fährt, sieht man sie schon von großer Entfernung. Seit 111 Jahren steht sie mit ihrem 82,5 m hohen Turm als das höchste Gebäude des Komitates Tolna im Mittelpunkt der Kleinstadt. Das ist die Bátaszéker katholische Kirche.

Die von Géza II. im Jahre 1142 gegründete Abtei wurde hundert Jahre später von den Tataren zerstört, danach wurde die Kirche nur teilweise neugebaut. In der Türkenzeit stand an ihrem Platz eine Burg mit einer Moschee und einem Minarett. Später wurde eine kleinere Kirche gebaut, aber mit der Zeit wurde sie für die wachsende Bevölkerung nicht mehr geeignet. 1842 wurde beschlossen, dass eine neue Kirche gebaut wird. Nach den Plänen von Antal Hofhauser wurde im Jahre 1899 mit dem Bau begonnen und die neogotische Kirche wurde 1903 eingeweiht.

Man sieht sie immer, egal wo man in der Stadt oder in der Nähe ist, man hört die Glocken in der ganzen Stadt. Die Bewohner haben sich daran gewöhnt, wenn sie von einer langen Reise ankommen, begrüßen sie die Kirche mit einem Lächeln und wissen, dass sie endlich zu Hause sind.

Aber seit Ende November funktioniert die Uhr nicht mehr, man hört die Glocken nicht, der Turm bleibt stumm und in der Nacht ist er dunkel. Die Gottesdienste werden in der Schule oder im Rathaus gehalten. Man darf das Gebäude eigentlich gar nicht annähern, es gibt auch ein Kordon um

die Kirche und ein Schild steht vor ihr: „Der Ort ist lebensgefährlich, es ist verboten, ihn zu betreten.“

Die Kirche wurde das letzte Mal in den neunziger Jahren restauriert, die statischen Probleme des Turmes konnte man schon damals erkennen, die Diözese hatte aber kein Geld, ihn zu renovieren. Im Herbst wurde er erneut untersucht, das Ergebnis war schockierend. Der Turm hat eine Einsenkung von 12 cm und von den ihn haltenden Stützen sind vier ganz kaputt gegangen. Die Fachleute empfehlen die dringende Sicherung, sonst kann der riesige Turm sogar bei größeren Windstößen in Richtung der Hauptstraße stürzen. Die Renovierung wird mindestens 100 Millionen Forint kosten.

Die Stadt war schockiert, ohne die Kirche ist Bátaszék kein Bátaszék!

Als erste Hilfe kam von der Diözese 25 Millionen Forint und die Arbeiten haben Anfang Januar begonnen. Der Turm ist jetzt vorübergehend gesichert, man wartet gerade auf die Erlaubnisse, damit die Gottesdienste wieder im Gebäude gehalten werden können. Das ist aber nur ein Übergangszustand. Die verschiedenen Untersuchungen laufen immer noch. Das Problem ist nicht vollständig gelöst, man kann nur warten und beten, damit eine endgültige Lösung gefunden wird, sonst verliert Bátaszék seine wichtigste Sehenswürdigkeit.

Viktória Göbl

Ungarndisches Bildungszentrum

Klasse 10b



BÁTASZÉK



BADESECK

Foto: J. Gaugesz

Zum Gedenken an Georg Bischof

*11.November 1932 – Gara / Ungarn
† 02.Februar 2013 Königsbrunn / Bayern

Lesung aus dem Zweiten Korintherbrief :
"Brüder und Schwestern! Wir wissen: Wenn unser irdisches Zelt abgebrochen wird, dann haben wir eine Wohnung von Gott, ein nicht von Menschenhand errichtetes ewiges Haus im Himmel".



Georg Bischof wurde am 11.11.1932 in Gara, in der Batschka in einer schwäbischen Familie geboren. 1946 musste die Familie unter dem Druck der russischen Besatzer ihren Wohnsitz, die geliebte Heimat verlassen. Man gewährte ihnen nur eine Stunde. Dann ging es im Eisenbahntransport nach Bayern, zunächst in ein Auffanglager. Dann kam die Familie, die selbst Landwirtschaft betrieben hatte, auf einem Gutshof in Laufen unter. Später kamen sie nach Königsbrunn. Königsbrunn liegt im Osten des bayerischen Regierungsbezirks Schwaben, in der Nähe von Augsburg.

Aus Georg Bischof wurde ein starker Mensch, der im Leben stand, agil, rege, tüchtig, fleißig, hilfsbereit. Er heiratete seine Annus, die wie er selbst aus Ungarn / Waschkut stammte, deren Familie ebenfalls die Vertreibung erleiden musste. In Königsbrunn, wo er zunächst als Kraftfahrer arbeitete, gründete er sein eigenes Transportunternehmen.

Was mit einem Lastwagen begann, entwickelte sich zu einer großen Spedition mit 30 Fahrzeugen und 50 Mitarbeitern. Georg Bischof war mit Leib und Seele dabei. Auch als Chef fuhr er oft, war viel unterwegs. Noch bis vor wenigen Jahren saß er selbst am Steuer. Er blieb auch als Chef ein Mensch. Für seine Fahrer hatte er immer ein offenes Ohr. „Selbstverständlich helfe ich dir“, pflegte er zu

antworten. Er war das „Sozialamt“ seiner Bediensteten. Er war, blieb der Gyuri. Bis ans Ende seines Lebens blieb er dem Ungarnland, seiner Herkunft verbunden. Er liebte Pferde, genoss es zu reiten und zuzureiten, Tätigkeiten, die



ihn gewiss an Ungarn erinnerten. Und er reiste nach Gara, so oft es ihm möglich war, hielt Kontakt zu Freunden und Verwandten. Er liebte das Schweineschlachten. Sein Hobby, sogar Leidenschaft hat ihn fast jedes Jahr im Winter nach Ungarn geführt. Seine Sommerurlaube verbrachte er meistens in Balatonfüred am Plattensee.

Auf vielfältige Weise war er aktiv. Er hat sich in der Kirchenverwaltung und im Pfarrgemeinderat engagiert. Organisieren, Hand anlegen - da war er in seinem Element. Er unterstützte darüber hinaus die Christen, die Grundschule, den Sportverein von Gara und ermöglichte die Begegnung mit Gläubigen aus Königsbrunn. Er erwies sich als liebender Familienvater und später als Großvater, dessen Freude die beiden Enkelinnen Nicola und Larissa waren. Es ist angebracht, Herrn Bischof an dieser Stelle im Namen der Pfarreiengemeinschaft von Gara und Königsbrunn für sein Engagement, für den Beitrag, den er geleistet hat, Dank zu sagen. Georg Bischof war ein tief gläubiger Mensch. Paulus meint: „Wir suchen unsere Ehre darin, Gott zu gefallen, ob wir daheim oder in der Fremde sind.“

Beeindruckender Mensch, der durch Höhen und Tiefen seines Lebens hindurch sein Vertrauen auf Gott setzte und der das zum Ausdruck brachte. Georg Bischof trug eine Sehnsucht im Herzen, eine Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach Geborgenheit und Heimat und - in all dem - eine Sehnsucht nach dem Erlöser. Am Ende durfte er am 02.02.2013 friedlich einschlafen. Am 06.02.2013 wurde er auf dem Königsbrunner Friedhof bestattet.

Er ist am Ziel seines Weges angekommen, er ist nicht mehr in der Fremde.

„Nimm ihn auf in Deine Herrlichkeit. Vergilt das Gute, das er in seinem Leben getan hat und umfange das, was schwer war, mit Deiner Barmherzigkeit. Wir bitten Dich, erhöhe uns.“



Von **Andrea Iván** haben wir das Buch *Hartauer Küche* zugeschickt bekommen. Wir blätterten in der Ausgabe.

Fasching

Am Fasching hat man Pfannkuchen (Krapfen) gebacken. Die Kinder sind von Haus zu Haus gegangen und haben gesungen, dafür haben sie Pfannkuchen und ein paar Heller bekommen. Die Verwandten haben abgesprochen, an welchem Tag bei wem sie Fasching feiern werden. An einer Stelle wurden sie mit Pfannkuchen, an der anderen mit Hefengebäck angeboten. Am Faschingsdienstag hat man Brot gebacken, aus dem am Mittwoch alle gegessen haben – auch für das Geflügel wurde davon gestreut. Zu Mittag hat man Paprikasuppe mit kleinen Nockerln, danach Pfannkuchen gegessen. Beim Pfannkuchen backen haben auch die 9-10-jährige Mädchen Aufgabe bekommen. Die Mutter hat für sie einen rechteckförmigen Teig gegeben, welchen die Mädchen mit Fingerhut durchlöchert haben (kleine Fensterchen in den Teig gestochen). Diese kleinen Kugeln wurden auch gebacken und danach auf ihre Plätze zurückgetan und der Pfannkuchen wurde so aufgetischt.

Ostern

Die Eier wurden mit Zwiebelschalen gefärbt, deshalb waren die meisten Eier gelb oder bräunlich. Für die Kinder hat der „Osterhase“ die bunten Eier bis Morgen gebracht. Am zweiten und dritten Tag der Ostern war Tanz.

Das Menü: Hühnersuppe und Hühnergulasch. Den Gästen hat man Eier und Schinken angeboten. Gebackenes war Strudel oder aus süßem Hefeteig bereiteter Kuchen (kheauf), den man in Kompott oder in Eingekochtes eingetunkt gegessen hat.

Batschkaer Ahnenspiegel

Lebensart Teil 2 (Teil 1 siehe Batschkaer Spuren Nr. 29) Aus der Sammlung von Konrad Gerescher

Erde und Himmel

Das wussten wir von Anfang an, dass die Menschen, Tiere, Vögel und alle kleinsten und unsichtbarsten Lebewesen auf einer Erdkugel leben, von welcher sie wegen der Anziehungskraft niemals weg können. Ferner wusste man auch, dass unsere Erdkugel von allen Seiten durch den Himmel eingekreist ist, in welchem irgendwo weit oben, in einem noch höheren Kreis der Herrgott und seine Heiligen und Engel leben. Bis in kleinste Einzelheiten hat man den Himmelsbau fast in jeder Bilderbibel aber auch in vielen Kirchen über dem Hauptaltar in Natura sehen können. Dass diese Bilder und Aufbauten auch nur von einer Künstler-Fantasie stammen könnten, haben wir nicht bedacht. Himmel und Erde gehörten für uns zu Hauptteilen der Schöpfung und waren so angelegt, dass uns alle himmlischen Heerschaaren von allen Seiten jederzeit sehen konnten.



Einfluss auf unser Leben hatten aber nur die persönlichen Schutzengel. Sie waren von unserer Geburt an, bis zu unserem letzten Ende für uns dem Herrgott verantwortlich. Andere Heilige konnten wir als Schutzpatrone zusätzlich anrufen. Sie sind nur pauschal und nicht so verbindlich für uns verantwortlich gewesen; und wenn sie mal nicht helfen konnten, dann war man ihnen nicht böse. Der deutliche Unterschied zwischen Schutzengeln und Schutzpatronen war, dass die einen immer bei uns in der Nähe waren, die anderen ständig umher geschwebt sind, weil sie noch zu vielen anderen Menschen gerufen wurden. Zudem waren die

ersteren reine Himmelsgeister, die anderen hatten einen irdischen Ursprung, der im Legendarium genau und beispielhaft aufgeschrieben war.

Die Engel spürte man manchmal neben sich, die Heiligen nicht, aber nachahmen konnte man nur die Letzteren, wenn man auch einmal zu ihnen in den Himmel kommen wollte. In etwa so sahen und spürten wir die Wichtigkeit unserer himmlischen Beschützer: Das Kruzifix, ein Jesusbild und eines der Hl. Maria waren von ihren auffälligen Plätzen an der Wand für das Heil der ganzen Familie zuständig; der Schutzengel hat als großes, schönes aber eher geschlechtsloses Wesen mit Flügeln über dem Kinderbett gegangen und führte zwei Kleinkinder über die Lebensbrücke; danach kam die Hl. Familie mit Maria, Josef und Jesulein über dem elterlichen Doppelbett; das Weihwasserkesselchen neben der Eingangstüre, der Hl. Antoni in der Hinterküche, und dann die verschiedenen Schutzpatrone, wie Florian gegen Feuer, Christophorus gegen Hochwasser, die Vierzehn Nothelfer gegen alle Plagen - sie hingen in großen Gängen bei den Reichen oder standen auf der Gasse und vor der Kirche als Kalkfiguren für alle Gläubigen.



Glauben und Astronomie

Unter dem vorherbeschriebenen Gesichtspunkt war unser Leben und die ganze Schöpfungsgeschichte deshalb so angelegt, weil wir nur so einen wichtigen Platz im Weltall einnehmen konnten. Ohne die gläubigen

Besonderheiten wäre unsere Erde vielleicht schneller von der Unterwelt in den finsternen Abgrund hinunter gezogen worden. Alles, was aus dem Weltall hell auf uns schien, gehörte zum Himmel, das andere, düstere dahinter und darunter war ein Teil von der Hölle. Am wohlsten und sichersten fühlten wir uns unter einem sonnenhellen und sternklaren Himmel. Schon bei rötlichen, westlichen



immer was Gutes verhieß.

Von den Sternzeichen kannten wir, neben den sichtbaren Planeten, nur jene, die volkstümliche Namen hatten: den großen und kleinen Wagen, den Himmelsjäger-Orion, die Schlange, den Wahlfisch, Fuhrmann, Drachen, die zwölf Monatszeichen und ein-zwei auffällige große Fixsterne. An den armen Mann im Mond mussten wir bei jedem Vollmond denken, wie er in alle Ewigkeit sein Holzbündel tragen muss, wer weiß für welche Strafverbüßung. Die Milchstraße war eine himmlische Nachlässigkeit, die davon kam, dass beim Ausfahren und Verteilen der Sterne über den ganzen Himmel etliche tausend vom Wagen fielen und auf der Straße verstreut wurden. Je nachdem, welche Jahreszeit es war, suchte man nach dem eigenen Geburtszeichen: nach dem Widder, Löwen, Steinbock, Schützen oder Fisch, usw.; und man liebte natürlich seinen eigenen am meisten und kannte ihn auch am besten, während einem die Sternzeichen anderer Menschen egal waren und nicht zu mühseligem Suchen lockten. Sonne- und Mondfinsternis waren Zeichen schlimmer Schicksale für alle, die sie sahen. Wollte man einem solchen Schicksal zuvorkommen, dann durfte man sie nur durch ein engmaschiges Sieb schauen und sah über ihnen viele christliche Kreuze, die einem beschützten.

Das Wetter - Lohn oder Strafe

Sonnenschein, Regen, Sturm und alle anderen Wetterarten waren Geschenke oder Strafen des Himmels für ein gesegnetes oder sündiges Leben vieler – bei großflächigem – und weniger Menschen – bei kleinflächigem Unwetter.

Weil nie ein Wetter so war, wie es gerade alle gebraucht hätten, hat es immer was zu murren gegeben. Der Bauer hätte zu gewissen Zeiten mehr vom Regen gebraucht, der Kleinhäusler hätte ganz darauf verzichten können. Wenn es einmal selbst dem Bauern zu viel wurde, hat man auf alle



Fälle zum Petrus um Einsicht beten müssen. Bei zu wenig für ein gutes Wachstum der Brotfrucht, musste schon mal eine ganze Prozession bemüht werden. Es schadete aber auch nicht, wenn sich regelmäßig an Fronleichnam die ganze Gemeinde für richtiges Wetter bei den Heiligen

einsetzte.

Wie das Wetter wirklich von der Natur geschaffen wurde, wussten wir nicht genau. Es war im Großen und Ganzen ein über- oder unterirdisches Geheimnis, woher und warum es mal so oder anders daherkam. Weil vom Regenwasser die Blumen und das ganze Feldgewächs gediehen und ohne Feuchtigkeit verdorrten, hat man den Zusammenhang von dem Naturelement und dem irdischen Leben gleich erraten. Ebenso war es auch mit den anderen Elementen, die alle für etwas gut waren und zusammengehörten: Der Blitz zum Feuer, das Licht zum Morgen, der Hagel zum Eis, der Schnee zur Decke für die Wintersaat.

In Donaunähe hat es öfter und mehr geregnet, als im Ödland und der Puszta, deswegen beschäftigte man sich dort mehr mit diesem Element. Obwohl es genügend Wasserdämme gab, stand das Hochwasser jedes Frühjahr meterhoch in allen tieferen Lagen. Da hat dann keiner mit einem Gebet, sondern alle mit Grabschaukeln um Abhilfe suchen müssen. Die Arbeit war dann oft stärker als der Glaube oder Aberglaube, weil auf sie immer Verlass war. Mit ihrer Hilfe hielten wir fast alle Naturkräfte im Zaum: Mit Gräben und Kanälen das Hochwasser, mit dicken Hauswänden die Sommerhitze und Winterkälte und mit Baumschonungen die Sturmwinde. Nur beim Entstehen der Naturkräfte hat das Beten vielleicht mehr geholfen. So kann man sagen, dass Arbeit und Gebet fast zu gleich wichtigen Teilen unser Verhältnis zur unverständlichen Natur beeinflussten.



Muttergottes-Mädchen in Hodschag (Südbatschka) in den 40er Jahren



Foto: J. Gaugesz

Schmunzelecke

Kindermund....

Erkenntnisse aus Schulaufsätzen – 2. Grundschulklasse



- ❖ Die Erde dreht sich 365 Tage lang jedes Jahr. Alle vier Jahre braucht sie dazu einen Tag länger, und das ausgerechnet immer im Februar. Warum weiß ich nicht. Vielleicht, weil es im Februar immer so kalt ist und es deswegen ein bisschen schwerer geht.
- ❖ Meine Schwester ist sehr krank. Sie nimmt jeden Tag eine Pille. Aber sie tut das heimlich, damit sich meine Eltern keine Sorgen machen.



- Gartenzwerge haben rote Mützen, damit sie beim Rasenmähen nicht überfahren werden.
- Männer können keine Männer heiraten, weil dann keiner das Brautkleid anziehen kann.

- ❖ Eine Lebensversicherung ist das Geld, das man bekommt, wenn man einen tödlichen Unfall überlebt.
- ❖ Meine Eltern kaufen nur das graue Klopapier, weil das schon mal benutzt wurde und gut für die Umwelt ist.



- Unter der Woche wohnt Gott im Himmel. Nur Sonntag kommt er in die Kirche.
 - Kühe dürfen nicht schnell laufen, damit sie ihre Milch nicht verschütten.

- ❖ Regenwürmer können nicht beißen, weil sie vorne und hinten nur Schwanz haben.
- ❖ Eigentlich ist adoptieren besser. Da können sich die Eltern ihre Kinder aussuchen und müssen nicht nehmen, was sie bekommen.



- Die Fischstäbchen sind schon lange tot. Die können nicht mehr schwimmen.
 - Ich bin zwar nicht getauft, dafür aber geimpft.

- ❖ In Lappland wohnen zwei Sorten Menschen. Die reichen Lappen fahren im Rentiergespann, die armen Lappen gehen zu Fuß. Daher der Name Fußlappen. Auch wohnen dort die Menschen sehr dicht zusammen. Daher das Sprichwort: Es läppert sich zusammen.



- Der Frühling ist der erste der vier Jahreszeiten. Im Frühjahr legen die Hühner Eier und die Bauern Kartoffeln.
 - Ein Kreis ist ein rundes Quadrat.

- ❖ Vom Onkel wurde das Schwein in die Scheune gebracht und dort kurzerhand mit dem Großvater geschlachtet.
- ❖ Als unser Hund nachts zu bellen anfang, ging meine Mutter hinaus und stillte ihn. Die Nachbarn hätten sich sonst aufgeregt.



- Der Zug hielt mit kreischendem Bremsen und die Fahrgäste entleerten sich auf den Bahnsteig.
 - Alle Welt horchte auf, als Luther 1517 seine 95 Prothesen an die Schlosskirche zu Wittenberg schlug.

- ❖ Vor 14 Tagen gab es in der Wirtschaft meiner Tante eine Schlägerei wegen einer Kellnerin, die sich auf der Straße fortpflanzte.
- ❖ Meine Tante hatte so starke Gelenkschmerzen, dass sie die Arme kaum über den Kopf heben konnte. Mit den Beinen ging es ihr ebenso.



- Bei uns dürfen Männer nur eine Frau heiraten. Das nennt man Monotonie.
 - Bei uns hat jeder sein eigenes Zimmer. Nur Papi nicht, der muss immer bei Mami schlafen.

- ❖ Eines der nützlichsten Tiere ist das Schwein. Von ihm kann man alles verwenden, das Fleisch von vorn bis hinten, die Haut für Leder, die Borsten für Bürsten und den Namen als Schimpfwort.
- ❖ Tiertheorien: Viele Hunde gehen gern ins Wasser. Manche leben sogar immer dort, das sind Seehunde. Alle Fische legen Eier. Die russischen sogar Kaviar. Der Tierpark ist toll. Da kann man Tiere sehen, die gibt's gar nicht.



- Wir gingen mit unserer Lehrerin im Park spazieren. Gegenüber dem Park war ein Haus, wo die Mütter ihre Kinder gebären. Eine Gebärmutter schaute aus dem Fenster und winkte uns zu.

Aus tem Briefkaschte



Liewr Freid Stephan,

entlich scheint heint a bissli die Sun, tes haaßt, mr kann langsam nausgeh im Garte arwede. Ich hab' gmaant jetz schreib' ich noch a poar Zeile, weil wenn die Arwet so richtig los geht, nou hab' ka Zeit meh tr zu.

A poar Iwrraschunge hot's tesjoahr schun kewe. S ungarische Parlament hot ten 19. Jännr zum Gedenktag tr Vertreibung erklärt. Tes isch a scheni Geste vun tr Ungare, sie hen's nämlich eiksehne, dass es die kreschti Tummhaat woar, fleißigi, sparsami und zuverlässigi Leit aus dem Land zu vrtreiw. Ich vrsteh' nar nit, warum sie die staatliche Feier in Schaumar/Solymár un nit in Wudersch/Budaörs vranstaltet hen. Vun Wudersch sin nämlich die erschti Züge am 19. Jännr 1946 loskfahre und dort steht aa s Landesdenkmal vun tr Vrtreibung. Ich hab' schun sowas khert, dass es politische Gründe hot, awr mit tem will ich mich liewr nit beschäftige. Tie Schül'r tun sich ziemlich schwer mit den Begriffe Verschleppung und Vertreibung. Die Wörter sin a bissli ähnlich, awr sie bedeute halt was ganz andres. Beim erschti ging's nach Osten un beim zwati nach Westen. S Gemeinsami trbei isch, dass es schrecklich Geschehnisse woare und alli zwaa hen uns Ungarndeutsch betroffe. Im offiziellen Beschluss vum Parlament hen sie die zwaa Begriffe a vrwechselt, sie hen an Vertreibung denkt, awr Verschleppung kschriewe, awr tes kann mr jou noch vrbessre.

A noch kreßri Iwrraschung woar, tas tr Papst abdankt hot. In 600 Joahre hot's sowas noch nit kewe. In seinre Abdankung hot's khaaße, dass er nimi die volli Kraft hot sei Dienst auszuführe. Ich maan, tes isch so richtig, tes zeigt aa sei GröÙe. Wenn etwas nimmi geht, nou soll mr am andre die Möglichkeit kewe, der vielleicht mit neuem Schwung den Wage in Bewegung bringe kann. Es gibt jou so vieli Frage, uf die mr a Antwort kewe muss odr wenigstens Stellung nehme misst. Benedikt XVI. woar a Daitschr, awr trotzdem sin angeblich in Daitschland vieli aus tr Kirche ausgetrete und im Allgemaine gehn alweil wenig Leit in Europa in die Kirich.

In tr Zeitung, im Fernseh un im Internet hot a jedr welle rausfinde, wer tr naji Papst wart. Wart'r a Weißr odr a Schwarzr? A Europäer, a Afrikanr odr a Amerikanr? A Konservativr odr anr ter Reforme durchführe will? Jetz isch's a Südamerikanr kwore. Mr ware schun sehne, was ter vorhat. Ans isch sichr, mr muss die Jugendlich aa aspreche kenne. Tes gilt awr aa für uns. Im Fäbr hot jou unsr Verein seine Vollversammlung khat. Es woare vieli Leit dort, awr tes Durchschnittsaltr woar ziemlich hoch. Na jou, die Kindr gehnt weg, sie studiere odr suche Arwet in tr Großstädte un nou kumme sie nimmi zruck.

Streng dich nimmi so fescht aa in tr Gartearwet, sunscht krigsch Kreuzweh un nou tusch zu viel krexe. Ich wunsch tir (uns alli) schenes Frühlingsetr und a reichr Oschthras.

Mischke



Mei liewr Freund Mischke,

pei mir scheint aa tie Sunna, ich messt aa naus geh in tr Garta... awr naa, ich khan net, wal ich tir jetz a Prief schreiwa muss. Pessr ksagt, antworta muss! Awr tu fragscht allweil soliches, was mich net besondrs beschäftigt: Z. B. mich nervt tes net starik, wer tr neiü Papst is, ob Italiener odr Afrikaner, ob weiß odr kschekad... mich täts pessr interessiera, ob mir an guter Pharra kriega, ter a teitsch tie Mess lesa khann. Tie Paajaer „Schafe“ gehn gstaad auseinan'r, hauptsächlich tie Junga... Hascht recht, wenn tie Kherich net Reforme ei'fiehrt verliert sie noch mehr Jungi, un tie Alda sterwa... Vor allem preicht sie viel mehr gudi Pharana, tie sich mit ter Jugend gut vrsteht!

Im TV heb ich aa tie Andenksfeier in Schaumar gseega, awr warum tes tart war un net in Wudersch? Iwr sowas mach ich mir kha Gedanke mehr. Uf tes erinnr ich mich noch gut, tass vor so 20 Jahr, hat unsr tamalige Ministerpräsident Horn in Teitschland wega ter Vertreiwung sich entschuldigt, un hat tes als fatale Irrtum genannt. Tes kha'mr niemehr gutmacha... Iwrigens Tu waascht ja, iwr Politik tu ich net gern reeda, außertem tas ich alli vier Jahr wähle geh, kann ich nix v'rändra. Ich maan halt: Tie Leit, tie sich iwrhaupt net mit Politik beschäftiga, tie sella halt sozeit schee trhaam pleiwa...

Zuruck zu teni schwawischi Schicksalspläge: net lang is a junges Madl zu mir khumma, sie will iwr tes Thema a Schularweit schreiwa, un sie hat gheert, mai Familie hat tie aa erlewa messa. Sie hat viel gfragt, un ich heb messa feststella z. B. iwr tie Flucht odr Enteignung odr Zwangsumsiedlung hat sie nix gheert un tie Verschleppung un Vertreiwung hat sie aa allweil v'rwechselt. Als ich erzählt heb, tass mai Modr mit 19 Jahr un zwaa klaani Kin'r aa drei Jahr vrschleppt war, hat sie es net glaawa wella, g'staunt, wal sie a 19 is.

Ich man halt, tie Probleme wera von ter Zeit aa gelöst, alles werd schee vrgessa...

Na jetz muss ich uffheera, un nix wie naus in ten Garta un Erbse stecka, solange noch hell is'!!

Muscht ja net so oft schreiwa, khannscht a mal telefoniera tu knickrigr Schwob (nou muss ich tir nämlich nit antworte tu Blutsaugr).

Alles Guti!
Stefflvetr

Wir gratulieren



Wir gratulieren der Hartauer Traditionspflegenden Ungarndeutschen Volkstanzgruppe zum 50-jährigen Jubiläum und wünschen ihr weitere erfolgreiche Jahre im Dienste der Brauchtumpflege!

Jubiläumsveranstaltung:

23. März 2013, Hartau, Kulturhaus

Wir wünschen allen unseren lieben Lesern frohe Ostern!!!

Danksgiving



Eine Gruppe von Gläubigen nach der deutschen Messe in Baja.

Die Csávolyer Deutsche Selbstverwaltung bedankt sich beim BMI für die großzügige Subvention, die der Deutschen Selbstverwaltung Csávoly eine Entwicklung im Bereich der Informatik ermöglichte.

Deutsche Selbstverwaltung Csávoly
Norbert Hamhaber
Vorsitzender

Herzliche Namenstagswünsche gehen an Josef Siegel in Oberderdingen von Éva Huber und den Hajoschern.

Buchempfehlung

Das Büchlein „Ungarn 1981- Aufzeichnungen von einer Reise im Sommer“ von Heinrich Küntzel kann in der Redaktion bei Éva Huber bestellt werden. Auszüge davon konnten Sie schon in früheren Nummern der „Batschkaer Spuren“ lesen.

Die

Batschkaer Spuren

können auch im Internet gelesen werden!

Besuchen Sie unsere Webseite

www.batschkaerspuren.fw.hu

und geben Sie die Nachricht auch Ihren Bekannten weiter!

Spenderliste



Da alle unsere Leser die Zeitung kostenlos bekommen, sind wir auch auf Ihre Spende angewiesen!
Die Postgebühren können wir leider nicht übernehmen. Bitte überweisen Sie den Jahresbetrag, wenn Sie die Zeitung per Post bekommen: In Ungarn: 1000 Ft

Nach Deutschland: 25 Euro

Unsere Kontonummer: OTP 11732033-20003067 **Bácskai Németekért Közalapítvány**
International: IBAN HU80 1173 2033 2000 3067 0000 0000

SWIFT KOD(BIC): OTP VHUHB



Seit Januar 2013 sind von folgenden Lesern Spenden eingegangen:

Borbála Turi – Baja	Andreas Seidl – Almasch	Katharina Hrubí – Deutschland
Katalin Hargitai – Baja	Kovács Józsefné – Almasch	Simon Kishegyi – Nadwar
Frau Maria Fekter – Baja	János Krix – Almasch	Franz Ertl – Österreich
Fam. Rutterschmidt – Baja	Maria Páncsics geb. Mikács – Tschawal	Schulcz Györgyné – Tschatali
Christian Kling – Baja	Váraljai Béláné – Tschawal	Paul Umenhoffer – Hajosch
Endre Manz – Baja	Farkas Ferencné – Tschawal	Bakos Gáborné – Hajosch
Antal Ginder – Baja	Virág Jánosné – Tschawal	Verband der Deutschen Selbstverwaltungen des
Stephan Zick – Baja	Tresz Ádám – Tschawal	Komitates Bács-Kiskun
Anton Engert – Gara	Mayer Lőrincné – Tschawal	Deutsche Selbstverwaltung Baja
Stefan Putterer – Gara	Jakob Bohner – Waschkut	Ungarndeutsches Bildungszentrum Baja
Fam. Hamhaber – Tschawal	Frau Maria Potz geb. Schmidmeister – Baja	Sowie weitere anonyme Personen.

Herzlichen Dank für Ihre wertvolle Spende!

Impressum

„Batschkaer Spuren“

erscheint viermal im Jahr.

Redakteur:

Alfred Manz

AutorInnen und MitarbeiterInnen der Nummer 30:

Andrea Bakonyi, Kata Bardi, Wilhelm Busch, Krisztina Csordás, Zsófia Czokoly, Bettina Emmert, Ludwig Fischer †, Josef Gaugesz, Konrad Gerescher †, Kinga Ginder-Tímár, Hans Glasenhardt, Monika Fischer-Gocza, Viktória Göbl, Norbert Hamhaber, Eva Huber, Andrea Iván, Dr. Monika Jäger-Manz, Elisabeth Knödler, Csilla Kuti, Richard Mayer, Josef Michaelis, Judit Nagy, Georg Richter, Terézia Ruff, Sára Schauer, Maria Schön, Stephan Striegl, Terézia Szauter, Magdolna Sziegl, Mónika Szójkó.

ISSN 1787-6419

Anschrift: 6500 Baja Duna u. 33

Tel. aus Ungarn 06/79/520 211

Tel. aus Deutschland 0036/79/520 211

E-Mail: alfredmanz@gmail.com

Herausgeber: Gemeinnützige Stiftung für die Ungarndeutschen in der Batschka

Unterstützung:

Deutsche Selbstverwaltung Baja

Ungarndeutsches Bildungszentrum

Verband der Deutschen Selbstverwaltungen des Komitates Bács-Kiskun

Druck: Apolló Média Digitális Gyorsnyomda

Baja, Kossuth L. u. 11 Tel.:+36(70)340-4824,

www.apollomedia.hu

Für Spenden sind wir jederzeit sehr dankbar!

Kontonummer:

OTP 11732033-20003067

IBAN HU80 117320332000306700000000

SWIFT KOD(BIC): OTP VHUHB

Bácskai Németekért Közalapítvány

Namentlich gezeichnete Beiträge verantworten die Verfasser.

Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen und stilistische Änderungen vor.

Wir empfehlen

Deutschsprachiger katholischer Gottesdienst:

Um 10 Uhr 30 am 1. und 3. Sonntag des Monats in der Innenstädtischen Kirche in Baja

Um 7 Uhr 30 am 2. und 4. Sonntag des Monats in der Antoni-Kirche in Baja

Ungarndeutsche Medien:

Neue Zeitung – Wochenblatt der Ungarndeutschen
www.neue-zeitung.hu

Unser Bildschirm – Deutschsprachige Fernsehsendung
dienstags 12:59 im mtv; Wiederholung: mittwochs 6:30 im Duna TV.

Radio Fünfkirchen – Deutschsprachige Radiosendung,
täglich zwischen 10.00-12.00 Empfang: MW/AM 873 Khz

www.zentrum.hu – Informationen über die Ungarndeutschen

Liebe LeserInnen,

falls Sie irgendwelche Ideen zur Gestaltung unserer Zeitung haben oder gerne etwas veröffentlichen möchten (Wünsche, Mitteilungen usw.) rufen Sie uns an, schicken Sie eine E-Mail oder einen Brief.

Wenn Sie noch keine Zeitung bekommen haben, können Sie sich eine kostenlos in der **Bibliothek des Ungarndeutschen Bildungszentrums bei Eva Huber** besorgen oder auf Wunsch schicken wir sie Ihnen per Post zu, in diesem Falle müssen die Postgebühren von Ihnen übernommen werden.

**Spuren suchen,
Spuren hinterlassen!!!**

Die geplante Erscheinung unserer nächsten

Nummer: Juni 2013



An der Vollversammlung des Deutschen Kulturvereins Batschka nahmen auch dieses Jahr zahlreiche Mitglieder teil.



Kinder aus dem Kindergartens des St. László Bildungszentrums bzw. aus dem Ungarndeutschen Bildungszentrum beim Auftritt am traditionellen Nikolausfest des Vereins.



Lehrer auf der Bühne!!! - Die Lehrer des Ungarndeutschen Bildungszentrums trugen beim traditionellen Theaterabend ihr selbst geschriebenes Theaterstück mit dem Titel "Uf tr schwäbische Eisebahn" vor. Die vor allem in der Mundart gespielten lustigen Szenen ernteten bei den Schülern großen Beifall.

Paul Umenhoffer

Weinbauer im Frühling

